



Leseprobe

Robert Dallek

John F. Kennedy

Ein unvollendetes Leben

»Die mit Abstand beste Kennedy-Biografie« *DIE ZEIT*

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 17. Juni 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

ROBERT DALLEK

JOHN F. KENNEDY

Ein unvollendetes Leben

Aus dem Amerikanischen von
Klaus Binder, Bernd Leineweber
und Peter Torberg

Pantheon

Die Originalausgabe ist 2003 unter dem Titel *An Unfinished Life: John F. Kennedy 1917–1963* bei Little, Brown and Company, Inc., Boston / New York / London erschienen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Copyright © 2003 by Robert Dallek
Copyright © 2003 by Deutsche Verlags-Anstalt, München
für die deutsche Ausgabe

Copyright © dieser Ausgabe 2013 by Pantheon Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München

Satz: Boer Verlagsservice, Grafrath

Druck und Bindung: CPI books GmbH

Printed in the EU

ISBN 978-3-570-55220-9

www.pantheon-verlag.de

Für Len und Myra Dinerstein, Larry Levine und Dick Weiss
– vierundsiebzig Jahre teurer Erinnerungen – und für
Jeff Kelman – meinen medizinischen Berater.

»Überlege, wo der Himmel eines Menschen meist
beginnt und endet, / Und sage dir, mein Himmel
war es, solche Freunde zu haben.«

William Butler Yeats

Inhalt

Vorwort		9
TEIL EINS	Die Jugend	
Kapitel 1	Anfänge	13
Kapitel 2	Privilegierte Jugend	37
Kapitel 3	Schrecken des Lebens	69
TEIL ZWEI	Öffentlicher Dienst	
Kapitel 4	Politische Ambitionen	107
Kapitel 5	Parlamentarier	125
Kapitel 6	Senator	159
TEIL DREI	Kann ein Katholik US-Präsident werden?	
Kapitel 7	Nominierung	195
Kapitel 8	Die Wahl	221
TEIL VIER	Der Präsident	
Kapitel 9	Die Fackel ist übergeben	255
Kapitel 10	Wie man Präsident wird	285
Kapitel 11	Eine Welt voller Probleme	325
Kapitel 12	Krisenmanager	363
Kapitel 13	Zögernder Krieger	391
Kapitel 14	Die Grenzen der Macht	419
Kapitel 15	Enttäuschungen und »Pfuschereien«	445
Kapitel 16	Bis an den Rand des Abgrunds – und zurück	475
Kapitel 17	Neue Ziele: Innenpolitik	525
Kapitel 18	Neue Ziele: Außenpolitik	547
Kapitel 19	Eine unvollendete Präsidentschaft	579

Nachwort	657
Danksagungen	669
Quellen	673
Abkürzungen	675
Anmerkungen	676
Bibliographie	744
Register	751
Bildnachweis	760

Vorwort

WARUM NOCH EIN BUCH über Kennedy? – diese Frage verfolgte mich während der fünf Jahre, die ich an dieser Biographie gearbeitet habe. Nun, es gab neues Material – schriftliche Dokumente, Mitschnitte von Telefongesprächen und Tonbänder aus dem Oval Office sowie Ergänzungen zu diesem Material von Zeitzeugen. Dies erschien mir Grund genug, mich noch einmal mit dem privaten und dem öffentlichen Leben von John F. Kennedy zu beschäftigen. Und ich folgte dem Ratschlag des Autors Jacob Bronowski: »Stelle eine unpassende Frage, dann bist du auf dem besten Weg, eine passende Antwort zu erhalten.« Während meiner Arbeit war ich verblüfft, wie viel Neues herauskam, wenn man die neu aufgetauchten Quellen zu diesem Mann, seiner Familie und seiner politischen Karriere mit dem bekannten Material in Beziehung setzte. Nur ein paar Beispiele dafür: Es gibt neue Dokumente, aus denen deutlicher hervorgeht, wie es zu dem Unfall kam, dem Joseph Kennedy jr., genannt Joe, im Zweiten Weltkrieg zum Opfer fiel; wie Bobby Kennedy 1960 Justizminister wurde und was John F. Kennedy, genannt Jack, von der militärischen Führung der USA und deren Plänen einer Invasion Kubas, von amerikanischen Presseleuten in Saigon und den Gründen hielt, die für eine Ausdehnung des Krieges in Vietnam vorgebracht wurden.

Wie die meisten wirklich interessanten Personen des öffentlichen Lebens war auch Kennedy jemand, der sich gern entzog und, wie bei Politikern üblich, alles dafür tat, seine vorteilhaften Eigenschaften ins rechte Licht zu rücken, seine Schwächen möglichst zu verschleiern. Er selbst, aber auch seine engsten Freunde und Mitarbeiter waren äußerst geschickt, wenn es darum ging, die Öffentlichkeit mit positiven Darstellungen zu beeinflussen. Doch mein Ziel war nicht, den Kennedymythos ein weiteres Mal zu entlarven (von solchen Büchern gab es in den letzten Jahren genug). Ich wollte den äußeren Glanz und den Charme durchdringen und mich der wirklichen Person nähern. Auf diese Weise entstand kein negatives Portrait, sondern ich gewann das Bild eines Menschen, der gerade durch seine Stärken *und* Schwächen zu einer unverwechsel-

baren Gestalt wurde. Kennedy verfügte über überdurchschnittliche Intelligenz und Tatkraft, über Disziplin und Urteilskraft und war dabei sein Leben lang krank, litt viel und hatte große emotionale Probleme. Ich habe mich bemüht, gegensätzliche Aspekte dieses Lebens in ein Gleichgewicht zu bringen. Weil ich mehr Einzelheiten über Kennedys Krankengeschichte in Erfahrung bringen konnte als frühere Biographen, wurde mir nicht nur klar, wie weitgehend er seine körperliche Anfälligkeit vor der Öffentlichkeit verbarg, sondern ich sah gleichzeitig seine ungewöhnliche Charakterstärke deutlicher. Auch seine vielen Frauengeschichten, seine zwanghafte Schürzenjägererei wollte ich verstehen. Und ich bin der Frage nachgegangen, ob seine gesundheitlichen Probleme und sein Verhalten ihn in irgendeiner Weise hinderten, seinen Pflichten als Präsident nachzukommen.

Auch den positiven und negativen Einflüssen bin ich nachgegangen, die seine Familie auf seinen Charakter hatte, auf seinen Dienst bei der Marine, seine Karriere in Repräsentantenhaus und Senat und vor allem auf seine Politik als Präsident.

Und ich habe die Frage nicht abgetan, wie Kennedy die Probleme behandelt hätte, die ihn auch in einer zweiten Amtsperiode noch beschäftigt hätten. Freilich sind das Spekulationen, doch »es ist besser, über eine Frage zu debattieren, ohne sie zu beantworten, als sie zu beantworten, ohne über sie zu debattieren«, wie der französische Philosoph Joseph Joubert einmal gesagt hat.

Ich glaube, diese Biographie bietet die gründlichste Auseinandersetzung mit Kennedy, seiner Persönlichkeit und seiner politischen Karriere, die es derzeit gibt. Gleichwohl glaube ich nicht, daß hiermit das letzte Wort über John F. Kennedy gesprochen ist. Der Wirtschaftswissenschaftler Thorstein Veblen hatte sicher recht, wenn er zu bedenken gab, daß es »ernsthafte Forschung nur so weit bringen kann, daß zwei Fragen entstehen, wo vorher eine war«. Kennedy hatte eine fast mythische Bedeutung für die Amerikaner und Millionen Menschen auf der ganzen Welt. Wir können also sicher sein, daß auch künftige Generationen sich ihm mit neuen, aus ihrer Zeit geborenen Fragen zuwenden werden.

R. D., im Februar 2003

TEIL EINS

DIE JUGEND

Jeder mußte sich prüfen, und wenn er Mut und Glück hatte, erlangte er Reife. Das war alles, was du erwarten konntest oder worauf du einen Anspruch hattest: aufzuwachsen.

Ward Just, The Translator (1991)

KAPITEL 1

Anfänge

George Bernard Shaw sprach als Ire, wenn er mit den folgenden Worten einer Einsicht Ausdruck gab, die er vom Leben hatte: »Ich träume von Dingen, die nie da waren – und ich sage mir: Warum nicht?«

John F. Kennedy vor dem irischen Parlament am 28. Juni 1963.

IM AUGUST 1947 reiste John F. Kennedy nach Irland. Die Reise ist aus mehreren Gründen bemerkenswert. Kennedy war vor allem anderen ein »guter Neu-Engländer«, ein Amerikaner, der – wie der irische Botschafter in den Vereinigten Staaten sagte – fast jede Verbindung zur alten Heimat verloren hat. Der Botschafter erinnerte daran, wie oft Jack Kennedy in den dreißiger und frühen vierziger Jahren in England war, ohne Irland besucht zu haben, und nannte ihn nicht ohne Ranküne »einen englischen Amerikaner«. »Viele Leute machten großes Aufheben um seine irische Abstammung«, sagte ein englischer Freund von Kennedy, aber er sei »Europäer ..., mehr Engländer als Ire« gewesen. Nun endlich fuhr er doch in die Heimat. Sein Vater freilich sah das anders. Alles, was Joseph Patrick Kennedy tat, war gefärbt von seinem nahezu zwanghaften Streben nach gesellschaftlicher Anerkennung. Darum regte er sich jedes Mal gehörig auf, wenn man ihn als »Iren« hinstellte. »Verflucht nochmal!« tobte er, als eine Bostoner Zeitung ihn als solchen identifizierte. »Ich bin in diesem Land geboren! Meine Kinder sind in diesem Land geboren! Was zum Teufel muß man tun, um Amerikaner zu werden?« Aber sein zweitgeborener Sohn orientierte sich diesbezüglich mehr am Vater seiner Mutter, an John F. Fitzgerald.

»Man war sich da nie ganz einig, ob mein Großvater Fitzgerald aus Wexford stammte, aus Limerick oder aus Tipperary«, sagte Kennedy einmal. »Und noch unklarer ist, woher meine Urgroßmutter kam. Denn ihr Sohn, der Bürgermeister von Boston war, hatte in seinen Wahlreden die Angewohnheit, seine Mutter stets aus der Grafschaft stammen zu lassen, aus der auch die meisten seiner Zuhörer und Wähler stammten.« Und

tatsächlich zögerten die irischen Amerikaner in Kennedys Wahlbezirk, den damals Neunundzwanzigjährigen zu unterstützen, als er zum ersten Mal für den Kongreß kandidierte, weil er auf seine irische Abstammung so wenig Wert legte und schon gar nicht stolz darauf war.

Offiziell war John F. Kennedy in das noch von den Verwüstungen des Zweiten Weltkriegs gezeichnete Europa gereist, um Informationen darüber zu sammeln, was man für die effektive Umsetzung des Marshall-Plans brauchte. Inoffiziell war es eine Gelegenheit, ein bißchen Urlaub bei Kathleen Kennedy Hartington zu machen, seiner Lieblingsschwester, die noch mehr »englisch-amerikanisch« war als er. Ihr Mann, William Cavendish Hartington, der der nächste Herzog von Devonshire geworden wäre, war im Krieg gefallen; Kathleen war dennoch in England geblieben, wo sich die Devonshires mit liebevoller Aufmerksamkeit um sie kümmerten. Sie hatte freien Zugang zu deren großen Landgütern, darunter auch zu Lismore Castle in der südirischen Grafschaft Waterford, einem Gutshaus aus dem zwölften Jahrhundert, das einst Sir Walter Raleigh gehört hatte.

Für Kathleen war Lismore der »vollkommenste Platz auf Erden«. Sie lud ihren Bruder Jack ein, ein paar Tage mit ihr zu verbringen, und versprach, ihn dort mit dem früheren Außenminister Anthony Eden, mit Pamela Churchill, der geschiedenen Frau von Winston Churchills Sohn Randolph, und anderen prominenten Engländern aus Politik und Gesellschaft zusammenzubringen. »Anthony Eden kommt heute«, schrieb sie einem amerikanischen Freund, »das heißt, am Wochenende werden er und Jack die Weltlage geklärt haben.« Wie Kathleen war auch Jack Kennedy so erzogen worden, daß er sich in gehobenen Kreisen zwanglos bewegen konnte. Beide betrachteten sich als amerikanische Aristokraten. Er war Mitglied des Kongresses und der Sohn eines der reichsten amerikanischen Unternehmer – der zudem amerikanischer Botschafter in England gewesen war –, und er verfügte über Witz, Charme und Intelligenz.

Aber alle, die John Kennedy 1947 zum ersten Mal trafen, waren etwas befremdet über sein Auftreten. Er war im Frühjahr dreißig geworden, sah jedoch noch immer aus wie ein »Schuljunge«, bestenfalls wie ein Doktorand der politischen Wissenschaften in Harvard. Zu diesem Eindruck trug auch seine legere Kleidung bei. Selbst im Sitzungssaal des Repräsen-

tantenhauses war er mitunter in einem zerknitterten Leinenjackett und Khakihosen zu sehen, aus denen das Hemd heraushing. Die Cafeteria besuchte er in Pullover und Turnschuhen. Mit seiner schlanken Erscheinung – bei einer Größe von einem Meter achtzig wog er nur 65 Kilogramm –, seinem hageren, sommersprossigen Gesicht und dem vollen, zerzausten, braunen Haar wirkte er jünger als dreißig. Selbst wenn er einen Anzug trug, was nicht oft vorkam, sah er nicht aus wie ein typisches Mitglied des Kongresses. »Er trug grauenvolle Anzüge«, erinnert sich seine Sekretärin Mary Davis, »es sah furchtbar aus, wie sie an seinem Körper schlotterten.« Die meisten Abgeordneten des Repräsentantenhauses kleideten sich so, wie sie ihre Rolle und Bedeutung verstanden; Kennedy dagegen hatte eine andere Auffassung von seiner Aufgabe, und die brachte er in seiner Kleidung zum Ausdruck. Er wirkte nicht sonderlich reif, und die meisten seiner Kollegen konnten ihn nicht recht ernst nehmen. Anfangs sahen altgediente Kollegen im Parlament ihn vor allem als Sproß einer berühmten Familie, der sein Amt eher geerbt als es sich verdient hatte. Und manchmal machte er überhaupt keinen Eindruck auf sie. »Wie findet ihr das?« fragte er eines Morgens seine Mitarbeiter im Büro. »Da stiegen ein paar Leute in den Aufzug und sagten zu mir, sie wollten in den vierten Stock.« In seiner ersten Woche im Repräsentantenhaus hielt ihn ein altes Kongreßmitglied für einen Boten und fragte ihn nach einer Rechnungskopie.

Dennoch erregte er selten Anstoß. Zwar ging eine gewisse Kühle von ihm aus, und man spürte seine Selbstbeherrschung, aber mit seinem gewinnenden Lächeln und seiner unverfälschten Offenheit gewann er sich meist rasch Sympathien. »Die Wirkung, die er auf weibliche Wähler hat, ist geradezu unanständig«, schrieb James Reston, ein Kolumnist der *New York Times*. »Die Frauen wollen ihn entweder bemuttern oder heiraten.« Man könne, so ein anderer Kolumnist, wenn man für solche Vorstellungen empfänglich sei, auf die Idee kommen, »daß er verloren oder gestohlen« sei, »ein Prinz im Exil vielleicht oder eine sehr reiche Waise.«

In die Zeit, die Jack in Irland verbrachte, fiel auch ein Besuch in New Ross, einem Marktstädtchen am Barrow River, achtzig Kilometer östlich von Lismore. Kathleen, die lieber mit ihren Gästen Golf spielte, war nicht mitgekommen. Dafür begleitete ihn Pamela Churchill, nachdem Jack sie

»ziemlich leise, eher schüchtern« darum gebeten hatte. Fünf Stunden fuhr sie in Kathleens großer amerikanischer Limousine auf den zerfurchten Straßen an Irlands landschaftlich schöner Südostküste entlang, bis sie New Ross erreichten. Es war keine Fahrt ins Blaue. Als sie den Ort erreichten, hielt Jack an und fragte nach dem Haus der Kennedys. »Zu welchen Kennedys wollen sie denn?« war die Gegenfrage. Sie hatten nur einen Brief seiner Tante Loretta, der Schwester seines Vaters, um sich zu orientieren. Jack versuchte es mit einem kleinen weißen Bauernhaus am Dorfrand, dessen zur Straße liegender Hof von Hühnern und Gänsen bevölkert war. Eine Frau, um die sich sechs Kinder drängten und »die genauso aussah wie alle Kennedys«, grüßte ihn mißtrauisch. Sie ließ ihren Mann holen, der auf dem Feld war, und die Familie lud Jack und Pamela zum Tee in ihr kleines Cottage ein – mit Lehmfußboden und Strohdach. Pamela war beeindruckt von der schlichten Würde der Familie, dennoch erinnerte sie der Besuch an eine Szene aus *Tobacco Road* von Erskine Caldwell, einem Roman über das Leben der »poor whites« im Süden der USA. Jack, der glaubte, er habe einen Vetter dritten Grades gefunden, war aufgeräumt und fröhlich. Er fragte, ob er etwas für sie tun könne, woraufhin die Verwandten baten, er möge »die Kinder in dem großen Auto durchs Dorf fahren«, was er mit großem Vergnügen tat. Pamela verstand »die Magie dieses Nachmittags« ganz und gar nicht, Kathleen ebensowenig. Sie war bloß ärgerlich, daß Jack so spät zum Essen kam. »Haben die ein Bad?« fragte sie abfällig.

DEN MEISTEN Familienmitgliedern waren diese Kennedys aus New Ross fremd, Menschen, die man am besten ignoriert oder vergißt. Nicht so für Jack.

Er wußte nur wenig über seine Vorfahren. Sein Urgroßvater Patrick Kennedy war während der großen Kartoffelhungersnot in den späten 1840er Jahren nach East Boston gekommen. Als Küfer stellte er Wagenteile und Whiskeyfässer her, er heiratete Bridget Murphy, wurde Vater von drei Töchtern und einem Sohn und starb 1858 im Alter von nur fünfunddreißig Jahren an Cholera.

Jack wußte auch, daß Thomas Fitzgerald, der Urgroßvater mütterlicherseits, noch bis 1854 auf seinem Hof in Irland ausgehalten hatte. Dann hatte der Hunger auch ihn nach Amerika getrieben. Er ließ sich

zunächst in Acton nieder, knapp vierzig Kilometer westlich von Boston. Aber die Landwirtschaft brachte nichts ein, und so zog er in das irische Viertel im Bostoner North End, einem gedrängten Slum aus Holzhäusern. Ein Zeitgenosse beschrieb dieses Viertel als eine »trostlose, elende« Welt, in der alles »gemein und widerlich war und man es zu nichts bringen konnte«. Nur die schmucke katholische Kirche konnte Augen und Seelen ein wenig Trost spenden.

1857 heiratete Thomas Rosanna Cox. Die beiden hatten zwölf Kinder, von denen neun das Erwachsenenalter erreichten, für jene Zeit eine erstaunlich hohe Zahl. Thomas, der bis 1885 lebte, sechs Jahre länger als Rosanna, brachte es zunächst als Straßenhändler von Haushaltswaren und dann mit einem Lebensmittelladen zu bescheidenem Wohlstand, der sich weiter mehrte, als er im North End abends noch eine Kneipe aufmachte. Bald kaufte er Wohnungen, die er an irische Arbeiter vermietete. So konnte seine Familie schließlich ein angenehmes Leben führen, und der Grundstock war gelegt für den weiteren Aufstieg der nächsten Generationen.

Daß Jack so wenig über seine irischen Verwandten wußte, lag auch am Eifer seiner Eltern, ihre irische Identität durch eine amerikanische zu ersetzen. Rose Fitzgerald Kennedy, Jacks Mutter, war unermüdlich, ihren Kindern amerikanische Werte zu vermitteln. Sie verleugnete ihre irischen Wurzeln und führte die Kinder lieber ausgiebig zu den geschichtsträchtigen Stätten der revolutionären Vergangenheit Amerikas in Bostons Umgebung. Diese Einstellung teilte sie mit vielen Einwanderern. Wer nach Amerika kam, wollte, daß er und seine Kinder möglichst rasch Amerikaner wurden. Also ließ man seine Vergangenheit hinter sich. Dies Verhalten war in Boston besonders ausgeprägt, wo es mehr als andernorts darauf ankam, zu welcher ethnischen Gruppe und sozialen Schicht man gehörte.

Rose und ihr Mann Joe waren verständlicherweise emsig bemüht, die Familie vor den ständigen Brüskierungen zu schützen, denen die katholischen Iren in Boston ausgesetzt waren. Die lokale Hautevolee, wohlhabende Protestanten, verstand sich stolz als Nachkommen der ersten amerikanischen Siedler. Obwohl Rose und Joe selbst ein privilegiertes Leben führten, so blieb ihnen die Tatsache doch bewußt, daß man sie in ihrer erklärten Heimat als Außenseiter betrachtete – wogegen sie beharrlich ankämpften.

Das Boston, in dem Joe und Rose aufwuchsen, war auf eine sehr selbstbewußte Weise »amerikanisch«. In dieser Stadt waren die Werte und der Geist geformt worden, die zur Entstehung der Nation geführt hatten, hier lag Amerikas berühmteste Universität, die viele reiche und mächtige Persönlichkeiten Amerikas besucht hatten. Snobismus oder Klassenbewußtsein gehörte so sehr zum Bostoner Leben wie das Boston Common mit seinem großen Einfluß auf die frühe Geschichte der Republik. In den meisten Städten Amerikas war es kein großes Hindernis für gesellschaftlichen oder beruflichen Erfolg, wenn man nicht die richtige Herkunft hatte. In Boston jedoch, wo »die Lowells nur mit den Cabots sprechen und die Cabots nur mit Gott«, mußte man große Ambitionen haben, wenn man aufsteigen wollte.

Was immer Jacks Eltern als Geschichte der Familie betrachteten begann erst mit seinen beiden Großvätern – mit Patrick Joseph Kennedy und mit John F. Fitzgerald. Beide hatten es in ihrer Heimatstadt zu beträchtlichem Wohlstand und Ansehen gebracht und ihren Kindern alles mitgegeben, was zu einem angenehmen Leben gehört. Patrick Joseph Kennedy wurde 1858 geboren, in dem Jahr, als sein Vater starb. Es gab damals noch keine staatliche Hilfe für eine Witwe mit vier Kindern, also mußte Bridget Murphy Kennedy, Patricks Mutter, die Familie als Verkäuferin und Ladeninhaberin durchbringen. Mit vierzehn Jahren verließ P.J., wie er genannt wurde, die Schule und arbeitete auf den Bostoner Docks als Stauer, um zum Unterhalt für seine Mutter und seine drei älteren Schwestern beizutragen. In den achtziger Jahren begann seine Karriere als Geschäftsmann. Von dem Geld, das er von seinen bescheidenen Einkünften gespart hatte, kaufte er am Haymarket Square einen Saloon. Später kam eine Kneipe dazu, diesmal in der Nähe der Docks. Um auch aus dem gesellschaftlichen Leben der Bostoner Oberschicht Kapital zu schlagen, kaufte er eine dritte Bar, und zwar im Maverick House, einem vornehmen Hotel.

Mit riesigem Schnurrbart, weißer Schürze und roten Ärmelhaltern machte der stämmige, blauäugige und rothaarige P.J. eine gute Figur hinter dem Tresen seiner Bars. Offenbar konnte er gut zuhören, denn er gewann rasch eine Stammkundschaft, die ihn achtete und mochte. Er war noch keine dreißig, als er die Mittel hatte, eine Importfirma für Whiskey zu gründen, P.J. Kennedy & Co. Nun wurde er zu einer führenden Figur im Bostoner Spirituosenhandel.

Immer bereit, seinen weniger glücklichen irischen Landsleuten mit etwas Geld und gutem Rat zu helfen, war er beliebt und geachtet in East Boston, einem Viertel, das von irischen, aber auch von protestantischen Familien der oberen Mittelschicht geprägt war. Von 1884 an zog er politischen Nutzen aus seiner Beliebtheit: Fünf Mal in Folge wurde er für eine jeweils einjährige Amtszeit in das Massachusetts Lower House, dann drei Mal für je zwei Jahre in den Senat des Staates gewählt. In dieser Zeit wurde er zu einem der bedeutendsten Führer der Demokratischen Partei in Boston. 1888 wurde er sogar aufgefordert, auf dem nationalen Parteikonvent in St. Louis eine Rede zur Kandidatur von Grover Cleveland zu halten. Doch lagen ihm Wahlkampagnen, Reden und Gesetzgebungspolitik nicht so sehr wie das Fädenziehen im Hintergrund, das für das politische Leben in Boston Ende des neunzehnten und Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts so charakteristisch war. 1895 verließ P.J. den Senat und setzte seine politische Karriere in verschiedenen Wahlämtern fort. Wesentlicher aber war seine Rolle als politische Hintergrundfigur in Bostons Wahlbezirk Zwei und als Mitglied im inoffiziellen Strategieausschuß seiner Partei. Man traf sich in vertrautem Kreise und verteilte Ämter, Kandidaturen und Patronage.

1887 heiratete er Mary Augusta Hickey, die einer reichen irischen Familie aus Brockton entstammte, einem Vorort der aufstrebenden Mittelschicht. Sie war Tochter eines erfolgreichen Geschäftsmannes und Schwester eines hohen Polizeibeamten, eines Arztes und eines Beerdigungsunternehmers. Dieser Frau verdankte Kennedy, daß sein Aufstieg in die sich gerade herausbildende irische Mittelschicht – der legendäre Bostoner Bürgermeister James Michael Curley nannte sie FIFs, die »First Irish Families«, spöttisch »lupenrein irisch« – eine solide Grundlage bekam. Als P.J. 1929 starb, gehörte er wirklich dazu: Er hielt eine Beteiligung an einer Kohlegesellschaft und ein großes Aktienpaket der Columbia Trust Company. Mit seinem Wohlstand konnte er seiner Familie, zu der ein Sohn, Joseph Patrick, und zwei Töchter gehörten, ein vornehmes Haus in Jeffries Point in East Boston bieten.

John F. Fitzgerald war in Boston noch renommierter als P.J.; er hatte auch einen größeren Einfluß auf Jacks Leben. Der Sohn eines erfolgreichen Geschäftsmannes wurde 1863 als das vierte von zwölf Kindern

geboren. Als begabter Schüler konnte er die geschichtsträchtige Bostoner Lateinschule besuchen. Er tat sich als ausgezeichneter Sportler ebenso hervor wie mit seinen schulischen Leistungen. Anschließend besuchte John F. das Boston College, die Jesuitenuniversität der Stadt, und schrieb sich 1884 an der Harvard Medical School ein. Als sein Vater im Frühjahr 1885 starb, gab er das Medizinstudium auf, das sowieso mehr seines Vaters Idee gewesen war als seine eigene, und kümmerte sich um seine sechs jüngeren Brüder. Im städtischen Zollamt fand sich erste Arbeit. Er konnte gut mit Menschen umgehen, interessierte sich zudem für Politik – Begabungen, die ihm rasch die Stelle des Sekretärs von Matthew Keany, einem Führer der Demokratischen Partei im Wahlbezirk North End, einbrachten.

1891 wurde John F. in den Bostoner Stadtrat gewählt, wo er gegen den Widerstand der wohlhabenderen Stadtteile die Anlage eines 350 000 Dollar teuren öffentlichen Parks in seinem ärmeren Wahlbezirk North End durchsetzte. 1892 starb Keany, und naheliegenderweise wurde Fitzgerald, der sieben Jahre lang gelernt hatte, wie man Wählerstimmen beschafft und die lokalen Machtverhältnisse manipuliert, Keany's Nachfolger.

Er war ein politisches Naturtalent, war charmant, zupackend und leutselig, mochte Leute, die den »irischen Dreh« beherrschten: Man plaudert liebenswürdig, drückt gleichzeitig einem anderen die Hand und schaut einen dritten freundlich an. Seine Liebenswürdigkeit brachte ihm den Spitznamen »Honey Fitz« ein. Als »Fitzblarney« (Fitzschmeicheln) wurde seine Art, Wählerstimmen zu beschaffen, bekannt. Seine ergebenen Anhänger nannte man »Dearos«, abgekürzt aus »the dear old North End«, wie er seinen Wahlbezirk nannte. All dies bescherte ihm eine Reihe von Wahlerfolgen. 1892 wurde er in den Senat von Massachusetts gewählt. Er galt als Politiker, der mit seiner gesetzgeberischen Arbeit bestrebt war, den Bedürfnissen seiner Wähler nachzukommen, und gewann zunehmend an Popularität. 1894 gelang es ihm, sich als Kandidat für die Kongreßwahlen nominieren zu lassen: im Bostoner Neunten Bezirk, dem einzigen für die Demokraten sicheren Wahlbezirk in Massachusetts.

Er war dabei gegen seine Kollegen im Strategieausschuß angetreten, die den amtierenden Kongreßabgeordneten Joseph O'Neil unterstützten. Fitzgerald führte einen brillanten Wahlkampf, in dem er sich auf die bedrückenden Folgen des Börsenkrachs von 1893 und der anschlie-

ßenden Depression konzentrierte. Seine Fackelzüge und die in Aussicht gestellten öffentlichen Hilfsprogramme hatten eine nie dagewesene Wahlbeteiligung zur Folge. Den zerstrittenen Führern der Wahlbezirke gelang es nicht, seinem Auftritt etwas entgegenzusetzen, und so konnte der erst einunddreißigjährige Fitzgerald einen deutlichen Sieg bei der Vorwahl erringen – und in der Folge das sichere Kongreßmandat.

Während seiner drei Amtszeiten im Repräsentantenhaus trat Fitzgerald beharrlich für die Belange seines Wahlkreises und des Bundesstaats ein, votierte für eine progressive Einkommenssteuer anstelle höherer Schutzzölle, verteidigte eine weiterhin unbeschränkte Einwanderung. Hier trat ihm Henry Cabot Lodge entgegen, der Senator von Massachusetts, ein großer, schlanker und sehr von sich überzeugter Aristokrat, der mit seinem Van-Dyck-Bart und seinem distanzierten Verhalten das völlige Gegenteil von Fitzgerald darstellte. Es habe Vorzüge, so belehrte er den Iren, wenn man inferiore Völker – unverdauliche Fremde – daran hindern würde, die Vereinigten Staaten zugrunde zu richten. »Sie sind ein unverschämter junger Mensch. Glauben Sie tatsächlich, daß Juden oder Italiener irgendein Recht in diesem Land haben?« Fitzgerald antwortete: »Soviel wie Ihr Vater oder meiner. Es ist nur ein Unterschied von ein paar Schiffen.« Nach drei Amtszeiten – Fitzgerald war einer von nur drei Katholiken im Kongreß – gab er die Entscheidung bekannt, nicht mehr kandidieren zu wollen. Damit näherte er sich seinem eigentlichen Ziel: Er wollte Bürgermeister von Boston werden.

In den nächsten fünf Jahren, in denen er auf eine günstige Gelegenheit für seine Kandidatur wartete, betätigte er sich erfolgreich als Zeitungsverleger. Um für die lokale Zeitung *The Republic* mehr Anzeigen von Kaufhäusern akquirieren zu können, brachte er Artikel, die vor allem für Frauen interessant waren – er war eben auch ein leidenschaftlicher Geschäftsmann.

In seiner Eigenschaft als Chef des Wahlbezirks Sechs im North End – er behielt diesen Posten auch, als die Familie nach Concord und später nach Dorchester umgezogen war – gehörte er zu den führenden politischen Köpfen der Stadt, eine gute Voraussetzung für das Amt des Bürgermeisters. Doch als der bisherige Amtsinhaber 1905 starb, mußte er wiederum zuerst den Widerstand mächtiger Kollegen der eigenen Partei

– darunter auch P.J. – überwinden. Seine klug eingefädelte Kampagne richtete sich nun direkt gegen die Parteibosse und traf den Nerv vieler Zeitgenossen, die sich über die undemokratischen Machenschaften in der Partei beklagten. Doch sowohl den erbitterten Vorwahlkampf als auch das anschließende Kopf-an-Kopf-Rennen mit dem republikanischen Gegner konnte Fitzgerald für sich entscheiden. Sein Slogan war: »Das Volk, nicht die Bosse sollen regieren! Für ein größeres, besseres und aktiveres Boston!« Kurz nach seiner Wahl besuchte er P.J. Kennedy in dessen Büro in East Boston und erklärte diesem, er werde ihm den Widerstand gegen seine Kandidatur nicht übelnehmen. Dies war, wie zwei Familienbiographen später formulieren sollten, »das erste Hurra auf die kommende Dynastie«.

HONEY FITZ HATTE seine politischen und geschäftlichen Erfolge mit der Ehelichung von Mary Josephine Hannon, genannt Josie, einer Kusine zweiten Grades, abgerundet. Die beiden waren sich im September 1878 in Acton, auf der Farm der Hannons, zum ersten Mal begegnet. Damals war Fitzgerald fünfzehn und Josie dreizehn Jahre alt. Er verliebte sich auf der Stelle in das schöne Mädchen, mit dem er zweiundsechzig Jahre verheiratet sein sollte. Doch mußte Fitzgerald elf Jahre warten, bis Josies Familie ihre Bedenken gegen die Ehe zwischen zwei Blutsverwandten aufgaben. Aus der Verbindung gingen sechs Kinder hervor, drei Söhne und drei Töchter.

Rose Elizabeth, Fitzgeralds Älteste, war sein Lieblingskind. Inständig hatte er sich eine Tochter gewünscht, die ihm seinen Traum, die Aufnahme in die feine Gesellschaft, erfüllen würde. Und das Leben, die Erziehung, die gesellschaftliche Anerkennung, die er für sie träumte, waren wie aus einem Roman. Und er hat verwirklicht, was er träumte, wie Rose erzählt hat: »Ich habe manchmal gedacht, daß ich zu den glücklicheren Menschen in dieser Welt gehöre, fast so, als ob die Vorsehung oder das Schicksal, wie Sie wollen, mich dazu ausersehen hätte, besondere Vorteile zu genießen.« Von ihrer Geburt im Jahre 1890 an führte sie ein privilegiertes Leben.

Als Rose sieben Jahre alt war, zogen Fitz und Josie mit ihren Kindern in den Bostoner Vorort West Concord, in ein Haus, das, wie sich Rose

erinnert »groß, weitläufig und verschachtelt ... und herrlich gemütlich« war. Dort genoß sie alle traditionellen Vergnügungen und Freuden des Lebens in einem neu-englischen Städtchen: »Heiterkeit, Ordnung, familiäre Liebe, Pferd- und Wagenfahrten zum nahegelegenen Haus meiner Großeltern, auf Apfelbäume klettern und wilde Blumen pflücken.«

Die Erträge, die *The Republic* brachte, machten die Fitzgeralds zu reichen Leuten. 1904 zog man in den Vorort Dorchester, und die inzwischen siebenköpfige Familie lebte nun in einem weitläufigen Haus mit fünfzehn Zimmern, »einer holzgeschnitzten Veranda, einem Mansardentürmchen und bleiverglaster Eingangstür, die, wie Fitzie immer wieder behauptete, das Familienwappen zeigte«. Rose besuchte die Dorchester High School für Mädchen und erhielt, wie es sich für eine Tochter aus gutem Hause gehörte, Privatstunden in Französisch, Tanz, Klavier und Gesang.

Durch den Umzug nach Dorchester konnte Fitz die rohen Auseinandersetzungen von der Familie fernhalten, die sein Wahlkampf um das Bürgermeisteramt im Jahr 1905 mit sich brachte. Rose war bereits fünfzehn, doch sie hatte nur »eine ganz ungefähre Vorstellung von dem gehabt, was da vor sich ging«. Das war gut so, denn im Wahlkampf hörte man viele Grobheiten über das Privatleben ihres Vaters und seine politische Arbeit, die jede liebende Tochter verletzt hätten, besonders wenn sie so romantisch veranlagt war wie Rose.

Rose führte dieses behütete Leben bis in ihre zwanziger Jahre. Mit siebzehn war sie, die lebhaft und intelligente Tochter des Bürgermeisters, bereits eine Bostoner Berühmtheit, die sich »bei allen politischen und gesellschaftlichen Ereignissen mit dem gebührenden Anstand« zu benehmen wußte. Wellesley wäre genau das richtige College für eine so begabte und prominente junge Frau gewesen: Es war das beste College für Frauen im ganzen Land, und hier hätte sie die aufregende Welt der intellektuellen und politischen Bildung erobern können. Doch der Vater fand, sie sei zu jung und zu leicht beeinflussbar. Also wurde sie zu den Herz-Jesu-Schwestern auf eine katholische Eliteschule geschickt, wo sie gutes Benehmen und die weiblichen Tugenden lernen sollte, die sie zu einer perfekten Ehefrau und Mutter machen würden. Nach Abschluß ihres Jahres in Sacred Heart unternahmen die Fitzgeralds mit ihren beiden älte-

sten Töchtern eine ausgedehnte Europareise. Der offizielle Grund für die Reise war der Wunsch der Eltern, die Erziehung ihrer Mädchen zu vervollkommen. Doch war Fitzgerald im Jahr 1907 daran gescheitert, erneut für das Amt des Bürgermeisters zu kandidieren. Er wurde verdächtigt, während seiner zweijährigen Amtszeit in die eigene Tasche gewirtschaftet zu haben. Die Sommerreise bot Gelegenheit, Rose und ihre Schwester Agnes gegen die Presseberichte über sein Fehlverhalten abzuschirmen. Aus dem gleichen Grund, aber auch, um eine keimende Romanze mit P. J.s Sohn Joseph Patrick Kennedy, dem Sproß einer Familie von geringerem sozialen Ansehen, zu unterbinden, wurden Rose und Agnes für das Schuljahr 1908/09 in eine Klosterschule der Herz-Jesu-Schwester in Holland geschickt. Dort erhielten vor allem Töchter französischer und deutscher Aristokraten sowie reicher Geschäftsleute ihren gesellschaftlichen Schliff, die Schule war also eine etwas kosmopolitischere Version ihres Bostoner Gegenstücks.

Nach ihrer Rückkehr im Sommer 1909 wurde Rose den politischen Auseinandersetzungen noch einmal entzogen. Diesmal ging sie zu den Schwestern vom Heiligsten Herzen Jesu in Manhattanville, New York. Dann aber kehrte sie endgültig nach Boston zurück und konnte nun in der zweiten Amtszeit ihres Vaters, die von 1910 bis 1912 dauerte, eine wichtige gesellschaftliche Rolle übernehmen. Josie, die sich um zwei kleine Kinder zu kümmern und auch wenig Neigung für die Pflichten einer First Lady hatte, überließ diese Aufgabe gerne ihrer Tochter Rose, die sie mit Stil und Charme ausfüllte. Als Honey Fitz' »Hosteß-und-Hilfe-Begleitung« reiste sie mit ihm in kommunalen Angelegenheiten nach Chicago und Kansas. Sie besuchten den Panama-Kanal, um herauszufinden, welche Auswirkungen dieser auf Bostons Zukunft als internationales Handelszentrum haben würde. Zur Verbesserung der wirtschaftlichen Beziehungen fuhren der Bürgermeister und seine Tochter in die bedeutendsten Städte Westeuropas. Sie begleitete den Vater ins Weiße Haus, wo sich dieser mit Präsident William Howard Taft traf, und zum nationalen Konvent der Demokratischen Partei in Baltimore im Jahr 1912, auf dem Woodrow Wilson, damals Gouverneur von New Jersey, für die Präsidentschaftskandidatur nominiert wurde. Über diese Reisen schreibt ein Biograph: »Fitzgerald genoß das gute Aussehen seiner Tochter, ihre

Intelligenz, ihre Geistesgegenwart und ihre hervorragenden gesellschaftlichen Umgangsformen. ... Es zeigte sich, daß sie ebensogut wie ihr Vater Gespräche führen, Ausdauer und Interesse zeigen, tanzen, Sport treiben, ja sogar Journalisten faszinieren konnte«, die auf den Titelseiten der Bostoner Zeitungen über sie berichteten.

Rose war in der Tat eine lokale Größe. Um dies zu beweisen hätte es des Balls vielleicht gar nicht bedurft, der im Januar 1911 zu ihrer Einführung in die Gesellschaft gegeben wurde. Unter den 450 Gästen waren die führenden Persönlichkeiten des Staates. Selbst die hergebrachten sozialen Schranken zwischen Protestanten und Katholiken fielen bei dieser Gelegenheit: Der designierte Gouverneur von Massachusetts, zwei Mitglieder des Kongresses, der Staatsanwalt und Stadträte von Boston – die den Tag zum Feiertag erklärten – begegneten hier den reichen und tonangebenden Bankiers, Geschäftsleuten, Anwälten, Ärzten und Klerikern.

Nach den damaligen Sitten begann mit einem solchen Debüt die Zeit der Bekanntschaften mit möglichen Heiratskandidaten. An diesen mangelte es gewiß nicht, allerdings hätten Protestanten nach dem Kommentar der Bostoner Gesellschaft keine Chancen gehabt. Das »Ressentiment«, das zwischen der Bostoner Elite und den irischen Katholiken bestand, hatte zur Folge, daß man »so wenig wie möglich Umgang miteinander haben wollte«. Ihr Vater hatte zwar für bessere Beziehungen gesorgt, indem er sich mit James Jackson Storrow zusammentat, um den Boston City Club zu begründen, einen Ort, an dem sich beide Seiten in »neutraler und gesellschaftlich entspannter Atmosphäre« begegnen konnten. Dennoch betrachtete Rose diese Spaltung der Bostoner Gesellschaft als »eine jener elementaren Tatsachen des Lebens, an denen man nichts ändern kann«. Außerdem gab es genügend junge katholische Männer, die ihrem Stand entsprachen. Nicht zuletzt war da P.J.s Sohn Joe, den sie fast ihr ganzes Leben lang kannte und der ihr – wenn auch nicht ihrem Vater – als der wünschenswerteste Gefährte erschien.

TROTZ BOSTONS kultureller Spaltung konnte sich Joe – ebenso wie Rose – ohne weiteres vorstellen, bis zur Spitze der wirtschaftlichen und sozialen Eliten des Landes aufzusteigen. Nach ihrem Lebensstandard und gesellschaftlichem Ansehen gehörten seine Eltern in die oberen Ränge der Mit-

telklasse. Joe Kennedy konnte Träume hegen wie die großen Wirtschaftsbosse des späten neunzehnten Jahrhunderts: Auch für Diamond Jim Brady, Andrew Carnegie, Jim Fisk, Jay Gould, J.P. Morgan oder John D. Rockefeller, die allesamt aus der Mittelschicht stammten, war diese Herkunft kein Hindernis, ein riesiges Vermögen und internationales Ansehen zu erwerben.

Joe, 1888 geboren, wuchs in einer Ära auf, in der Amerika seine größten Helden in den wagemutigen Unternehmern sah, die nicht nur selbst schwerreich wurden, sondern auch den Reichtum der Nation vergrößerten, indem sie die Infrastruktur für eine industrielle Gesellschaft schufen – Stahl, billige Energie, Eisenbahnen und die Finanzinstrumente für eine Wachstumsökonomie. Mochten viele auf der Strecke bleiben: der sozialdarwinistische Code des Zeitalters, von dem sich Joe zeitlebens leiten ließ, rechtfertigte die Vorstellung, daß die Begabten und Starken Erfolg haben, während die, die nur mäßig vorankamen oder scheiterten, es wohl auch nicht anders verdient hatten. Dies galt als natürliche Ordnung, und man sah keinen Grund, den Unterschied zwischen Arm und Reich in Amerika als ungerecht zu betrachten.

Natürlich war nichts dagegen einzuwenden, wenn die, die Glück hatten, etwas von ihrem Überfluß mit den Bedürftigen teilten; tatsächlich waren die Superreichen verpflichtet, denen, die es am nötigsten hatten, unter die Arme zu greifen. Aber die Verpflichtung zur Wohltätigkeit hieß nicht, daß man sich bei der Anhäufung eines großen Vermögens irgendwelche Beschränkungen auferlegen mußte. Das war Joes Sache ebenso wenig wie die der anderen Aufsteiger in seiner Zeit. Als Junge hatte er die Werke von Horatio Alger jr. verschlungen. Dessen Geschichten spielten zwar eher in der ländlichen Welt vor dem Bürgerkrieg, sein Thema jedoch war der Aufstieg aus äußerster Armut zu Reichtum und Erfolg. Und das begeisterte ehrgeizige junge Leute wie Joe Kennedy.

Joe erinnerte stets daran, daß jeder herausfinden könne, wie er seine gottgegebenen Talente erfolgreich einsetzt; Erfolg sei vor allem eine Angelegenheit des Willens. Schon als junger Bursche wollte es Joe unbedingt weiter bringen als gewöhnliche Menschen. Er hat vieles von dem getan, was Jungen damals taten, um etwas dazuzuverdienen: Er hat auf den Docks Zeitungen verkauft, hat Touristen auf Hafentourfahrten

Süßigkeiten und Erdnüsse angeboten, hat an Feiertagen in den Wohnungen orthodoxer Juden Gaslampen und Öfen angezündet, Hüte für ein Herrenmodegeschäft ausgeliefert, als Bürojunge in der Bank seines Vaters gearbeitet. Doch Joe hatte den Drang, auf erfindungsreichere Weise zu Geld zu kommen.

Als Fünfzehnjähriger organisierte er in seinem Wohnviertel eine Baseballmannschaft, die *Assumptions*. Er war Geschäftsführer der Mannschaft, Trainer und erster Baseman, er kaufte Uniformen, mietete ein Spielfeld, organisierte Spieltermine und kassierte bei den Zuschauern so viel Geld, daß er daran etwas verdiente. Seinen Mannschaftskameraden, die sich darüber beschwerten, daß er zu sehr den Ton angab und sie überhaupt nichts zu sagen hatten, machte Joe klar, wie wenig ihn das kümmerte. Nur einer konnte der Boß sein, und etwas anderes komme für ihn nicht in Frage. Seiner Schwester erläuterte er seine persönliche Philosophie in einem knappen Satz: »Wenn du nicht der Chef sein kannst, dann spiele nicht.« Die Mutter hielt Joe für etwas Besonderes, und sie suchte nach Wegen, wie sie ihn, den sozialen Status und den Reichtum der Familie nutzend, von der katholischen Xaver-Schule in East Boston zur Lateinschule wechseln lassen konnte. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß aufstrebende katholische Familien die Aufnahme ihrer Söhne in die Bostoner Lateinschule durchgesetzt hatten; auch Roses Vater hatte diese Schule besucht. Aber als Joe im September 1901 eingeschult wurde, war der rothaarige, sommersprossige und muskulöse irische Junge von der anderen Seite des Hafens eine Ausnahmeerscheinung unter den Sprößlingen der Familien von Beacon Hill und Back Bay.

Nach der Lateinschule ging Joe 1908 nach Harvard. Dort hatte man sich dem öffentlichen Druck, mehr institutionelle und politische Demokratie walten zu lassen und nicht nur den Reichen und Mächtigen zu Diensten zu sein, insoweit gebeugt, daß man zumindest nach außen hin so tat, als begrüße man eine vielfältiger zusammengesetzte Studentenschaft. Doch die alte Gewohnheit, sich nach dem sozialen Status zu richten, war ebenso stark wie im neunzehnten Jahrhundert. Nach Harvard kamen die »goldenen Jungs« aus privaten Eliteschulen wie Groton, St. Mark's und St. Paul's, häufig Millionärssöhne, die ihre Diener mitbrachten und luxuriöse »residence halls« mit eigenem Bad, Zentralheizung,

Swimming Pool und Squash-Platz bezogen. Joe hatte, obwohl er immerhin die Bostoner Lateinschule besucht hatte, keinen Anspruch auf einen besonderen Status. Mit der weniger wohlhabenden Mehrheit teilte er die eintönigen, schlecht beheizten Schlafräume und primitiven Bäder. Doch gaben ihm die krassen sozialen Unterschiede keineswegs das Gefühl einer unüberwindlichen Inferiorität. Mit Freundschaften, die er bereits an der Bostoner Lateinschule geschlossen hatte, durch Beziehungen zu Sportlern, von denen einige sogar aus jenen elitären Zirkeln kamen, zu denen er keinen Zutritt hatte, baute er sich ein eigenes soziales Netzwerk auf. Die Anerkennung, die er hier gewann, weist voraus auf seine Fähigkeit, gesellschaftliche Höhen zu erreichen, die noch kein Bostoner Ire erreicht hatte.

1912 machte er seinen Abschluß und entschied sich für eine Laufbahn im Bankwesen, der »Basisprofession«, von der seiner Meinung nach alle geschäftliche Tätigkeit abhing. Dabei hatte er während des Studiums in Harvard keinen besonderen Schwerpunkt auf die Wirtschaftswissenschaften gelegt; im Gegenteil, später erzählte er gern, wie er einen Kurs in Bankwesen und Finanzen aufgeben mußte, weil er so schlecht abschnitt. Aber er hatte die zeitgenössischen Finanzpraktiken in Amerika aufmerksam beobachtet. Im Frühjahr 1912 hatten Anhörungen im Kongreß ergeben, in welchem Umfang die »erstaunliche« Macht der Bankiers und ihr Einfluß auf die Nationalökonomie zum Modell geworden war für Menschen, die vor allem eines wollten: rasch reich werden. Und wenn Joe irgend etwas hatte, dann diesen Ehrgeiz. Progressiv eingestellte Menschen sahen in der Macht der Banken den Grund für notwendige Reformen. Damit hatte Joe nichts im Sinn. Er wollte der erste irische Amerikaner werden, dem es gelang, in das Reservat der reichsten und prominentesten Bostoner Familien einzudringen.

Joe übernahm einen Posten in der Columbia Trust seines Vaters, wo er unter Alfred Wellington, dem neununddreißigjährigen Finanzdirektor der Bank, als Lehrling arbeitete. Wellington erkannte die ungewöhnliche Begabung und den nicht minder großen Ehrgeiz seines Schülers. So drängte er ihn, staatlicher Bankprüfer zu werden. Auf diese Weise könne er die Grundzüge des Geschäfts am besten kennen lernen. Nachdem Joe die entsprechende Prüfung abgelegt hatte, wurde er auf eine Warteliste

gesetzt. Und er brachte Bürgermeister Fitzgerald dazu, den Gouverneur nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß im Staat Massachusetts bislang kein irisch-katholischer Bankprüfer tätig war. Politischer Druck in Verbindung mit Joes Verdiensten brachte ihm die Anstellung ein. So reiste er anderthalb Jahre durch Massachusetts und lernte die Schwierigkeiten und Kniffe des Bankgeschäfts kennen. Bei seinen Gesprächspartnern hinterließ er den Eindruck, daß er das Zeug zu einer glänzenden Bankkarriere habe.

So wußte Joe, was zu tun war, als eine Bostoner Bank die Übernahme von Columbia Trust androhte. Diese war eines der wenigen Finanzinstitute der Stadt in irischem Besitz. Wenn er dessen Selbständigkeit erhalten wollte, mußte er das Geld aufbringen, um das – vorerst die Aktionäre überzeugende Angebot – der gegnerischen Bank zu überbieten. Dies könnte gelingen, wenn er an den lokalpatriotischen Stolz appellierte. Aber Geld war der Schlüssel, und der Direktor der Bostoner Merchants National Bank, der in einer Columbia Trust unter Joes Leitung eine Chance sah, die das Risiko lohnte, stellte das notwendige Geld zur Verfügung. So hatte Joe die feindliche Übernahme erfolgreich abgewehrt und übernahm mit fünfundzwanzig die Leitung der Columbia. Nebenbei hatte er gelernt, was sich mit der richtigen Öffentlichkeitsarbeit erreichen ließ.

Seine Berufung an die Spitze der Bank fand lokal wie national ein breites Presseecho. Joe Kennedy ermunterte jeden Journalisten, der zum Interview kam, zu ein bißchen mehr Übertreibung. So wurde er von Bostons jüngstem Bankdirektor zum jüngsten in Amerika und schließlich auf der ganzen Welt. Und die kleine Bank, deren Bedeutung im wesentlichen auf das Stadtviertel beschränkt gewesen war, avancierte auf geheimnisvolle Art zu einer Hauptstütze des nationalen Bankwesens. Und so verdoppelten sich die Einlagen bei der Columbia nahezu, die Anleihen stiegen in den drei Jahren, in denen Joe Präsident war, um mehr als 50 Prozent. Er sei entschlossen, mit fünfunddreißig Jahren seine erste Million verdient zu haben, erzählte er einem Journalisten. Bei diesen Zuwachsraten schien das möglich.

IM SOMMER 1906, Joe war achtzehn, Rose sechzehn Jahre alt, verliebten sie sich ineinander. Rose sah Joe in jeder Hinsicht als Erfüllung ihrer Erwartungen ans Leben. Den Fitzgeralds dagegen erschien die Verbin-

derung mit dem Sproß der Familie Kennedy als gesellschaftlicher Abstieg. Zwischen 1906 und 1914 tat Honey Fitz, was er konnte, um den Bewerber zu entmutigen. Er verbot Rose, Joe zum Tanzen in die Boston Latin oder zu einem Studentenball in Harvard zu begleiten. Ja, er wollte Joe noch nicht einmal in seinem Haus empfangen. Auch der lange Auslandsaufenthalt war dazu gedacht, die Tochter von Joe fernzuhalten.

Der Anziehung zwischen den beiden konnte das nichts anhaben. Sie flogen aufeinander. »Ich habe mich nie ernsthaft für eine andere interessiert«, sagte Joe später. Rose ließ ihren Erinnerungen etwas freieren Lauf: Joe sei »ein großer, schlanker, drahtiger, sommersprossiger Mann« gewesen, mit blauen Augen und rotem Haar, »nicht dunkelrot, orange- oder goldrot, wie es viele Iren haben, sondern sandblond mit vielen roten Lichtern darin«. Sein »offenes und ausdrucksvolles« Gesicht habe eine »jugendliche Würde« ausgestrahlt, die von Selbstvertrauen und Selbstachtung zeugte. Er sei ernsthaft gewesen, »aber er hatte auch eine lebhaft Intelligenz, einen schnellen Verstand und einen verbindlichen Humor. ... Sein breites, spontanes und ansteckendes Lachen ... übertrug sich auf jeden, der sich in seiner Nähe befand«. Sie trafen sich in den Wohnungen von Freunden, immer jedoch sei »ein erwachsener Aufpasser in der Nähe« gewesen. 1914 hatte sich die Beziehung so vertieft, daß von Heirat die Rede war, und dagegen war nun auch Honey Fitz machtlos. Er hatte den Gedanken an eine weitere Kandidatur als Bürgermeister aufgeben müssen, als Gerüchte über eine Affäre mit »Toodles« Ryan, einem schönen Zigarettenfräulein, aufkamen. Nachdem sein Stern nun doch etwas gesunken war, fiel es ihm nicht mehr so schwer, Joe, den erfolgreichen jungen Bankier, als würdigen, zumindest tolerablen Zuwachs der Familie Fitzgerald zu akzeptieren. Nach einer viermonatigen Verlobungszeit wurden die beiden im Oktober 1914 getraut.

In Boston bezog das junge Paar ein ansehnliches zweieinhalbstöckiges Haus. Die sieben Zimmer in der Beals Street inmitten einer protestantischen Mittelstandsgegend erschienen Joe angemessen, obwohl das große Haus, ein neues Auto und eine Haushaltshilfe eigentlich über seine finanziellen Verhältnisse gingen.

Joe hatte auch in Nantasket Beach in Hull, Massachusetts, ein Haus neben dem seiner Schwiegereltern gemietet. Dort kam im Sommer 1915

das erste Kind zur Welt, ein Junge. Allgemein wurde angenommen, daß er nach seinem Großvater mütterlicherseits John Fitzgerald genannt würde. Joe jedoch setzte durch, daß sein erstgeborener Sohn auf den Namen Joseph Patrick jr. getauft wurde. Honey Fitz, enttäuscht, daß sein erster Enkel nicht nach ihm benannt werden sollte, sparte gleichwohl nicht mit Zukunftswünschen. »Er wird bestimmt einmal Präsident der Vereinigten Staaten«, sagte der Ex-Bürgermeister zu einem Journalisten, »seine Mutter und sein Vater haben schon beschlossen, daß er nach Harvard gehen wird, wo er Football und Baseball spielen und alle schulischen Ehren erlangen wird. Dann wird er eine führende Stellung in der Industrie einnehmen und schließlich zwei- oder dreimal Präsident werden. Weiteres ist noch nicht entschieden. Vielleicht wird er auf seinem Weg zur Präsidentschaft Bürgermeister von Boston und Gouverneur von Massachusetts.« Was ironisch-scherzhaft klingen sollte, war die reine Wahrheit: Ehrgeiz und unbegrenztes Vertrauen bestimmten die Lebenseinstellung sowohl der Fitzgeralds wie der Kennedys.

Mit etwas weniger Tamtam wurde knapp zwei Jahre später die Geburt von Roses und Joes zweitem Kind angezeigt. John Fitzgerald Kennedy, ein gesunder Junge, der nach seinem unbeugsamen Großvater benannt wurde, kam am Nachmittag des 29. Mai 1917 zur Welt. Die Geburt fand in einem der Schlafzimmer des Hauses in der Beals Street mit demselben Aufgebot an Ärzten und Helferinnen statt, das auch bei Joe jr.s Geburt assistiert hatten. Schon als Baby wurde John in der Familie, später auch von Freunden, »Jack« genannt. Die erste Pressenotiz, die ihm zuteil wurde, kam vom stolzen Großvater. Vor dem Hintergrund des Eintritts der Vereinigten Staaten in den Ersten Weltkrieg, in dem eine große Zahl junger Amerikaner ihr Leben lassen würde, hielt man sich mit Voraussagen über Jacks Zukunft allerdings zurück.

AM TAG VON Jacks Geburt wurde sein Vater in den Vorstand der Massachusetts Electric Company berufen. Mit seinen achtundzwanzig Jahren war er nun eines der jüngsten Vorstandsmitglieder in einem amerikanischen Großunternehmen. Damit begann ein kometenhafter Aufstieg in die Geschäftswelt, zu dem auch der Erste Weltkrieg beitrug. Paradoxierte, denn der Krieg, den Millionen Amerikaner als idealistischen Kreuz-

zug ansahen, um die nationalen Konflikte zu beenden und die Demokratie zu retten, löste bei Joe wenig Begeisterung aus. Die Vorstellung, er oder irgend jemand aus seiner Generation solle sein Leben opfern, erschien ihm absurd. Er betrachtete die menschliche Natur und den ewigen Hader in Europa mit zynischer Distanz und glaubte nicht, daß dieser Krieg irgend etwas Gutes habe. Darüber geriet er in Streit mit seinen Freunden aus Harvard, von denen sich viele freiwillig meldeten. Doch Joe sah in der Teilnahme am Krieg weder persönlichen noch nationalen Gewinn. Der Krieg sei ein sinnloses Schlachten, das Sieger und Verlierer gleichermaßen ruiniere. Als er von der erfolglosen Somme-Offensive von 1916 erfuhr, bei der Zehntausende von britischen Soldaten gefallen waren, blickte er in die Wiege von Joe jr. und sagte zu Rose: »Dies ist das einzige Glück, das anhält.« Joes Reaktion auf den Ersten Weltkrieg wiederholte sich bei späteren internationalen Krisen, mit denen die Vereinigten Staaten konfrontiert waren. Für die innenpolitischen Belange des Landes, insbesondere auch für dessen wirtschaftliche Aussichten, hatte er einen äußerst scharfen Blick, mit seinen Urteilen zu außenpolitischen Entwicklungen lag er regelmäßig falsch. Er betrachtete die Probleme der Weltpolitik nicht nach moralischen oder politischen Gesichtspunkten, sondern nur danach, wie sie seine unternehmerischen Chancen beeinflussten oder, schlimmer, wie sie sein oder später das Leben seiner Söhne bedrohten. So blieb er sein Leben lang Isolationist.

Das rapide Anwachsen von Joes Vermögen begann mit seiner Ernennung zum stellvertretenden Hauptmanager der Werft von Bethlehem Steel am Fore River in Quincy, Massachusetts. Das Jahresgehalt von 15 000 Dollar reichte zwar nicht aus, um ihn zu einem reichen Mann zu machen. Doch war die von ihm geleitete Firma an Rüstungsaufgaben beteiligt, und das beruhigte das schlechte Gewissen, das er doch hatte, weil er den Dienst mit der Waffe ablehnte. Die Erfahrungen, die geschäftlichen Kontakte und vor allem die Gelegenheit zu beweisen, daß er ein millionenschweres Unternehmen zu leiten verstand, waren unschätzbare Werte für seine weitere Karriere. Während der achtzehn Monate am Fore River arbeitete er Tag und Nacht, schlief manchmal sogar in seinem Büro. Er arbeitete jedoch nicht nur hart, das taten andere auch, sondern er arbeitete vor allem effektiv. Als er die Firma im Sommer 1919 verließ,

erhielt er eine Gratifikation »für Dienste zu einer Zeit, da niemand tun konnte, was Sie getan haben«. Die nächste Station war die angesehene Bostoner Brokerfirma Hayden, Stone and Company. Die größte Chance, im nächsten Jahrzehnt viel Geld zu verdienen, sah er im Aktienhandel. So nutzte er sein Jahresgehalt von 10 000 Dollar und sein Insiderwissen, um Spekulationsgeschäfte zu betreiben. Sie brachten ihm in den folgenden sechs Jahren fast zwei Millionen Dollar ein. Er war also tatsächlich Millionär geworden, bevor er fünfunddreißig Jahre alt war. 1923 stieg er bei Hayden und Stone aus und gründete ein eigenes Büro. Die nächsten Millionen machte er dann im Filmgeschäft, mit den ersten Kinos in Massachusetts und einer englischen Produktionsfirma, die er in Hollywood übernahm. 1930 wechselte er noch einmal die Branche und erwarb, nachdem 1933 die Prohibition aufgehoben worden war, ein weiteres Vermögen im Spirituosengeschäft.

Nicht nur das Vermögen, auch die Familie wuchs. 1918 wurde Rosemary geboren, ein tragisch retardiertes Kind, und dann kamen noch drei Mädchen: Kathleen, geboren 1920, Eunice, geboren 1921, und Patricia, geboren 1924. Drei weitere Kinder – Robert Francis, geboren 1925, Jean Ann, geboren 1928, und Edward Moore, geboren 1932 – machten Joe und Rose zu Eltern von neun Kindern. Sie waren erfreut über diese große Kinderzahl, was sie von vielen anderen abhob, die in dieser aufstiegsbewußten Zeit die alte Sitte, viele Kinder zu haben, aufgaben. Sie konnten den Kindern ein großzügiges Zuhause bieten; 1921 war die Familie ein Stück weiter in die Naples Road in ein weiträumiges Haus gezogen.

TROTZ DES REICHTUMS, der gesellschaftlichen Stellung und des nach außen demonstrierten guten Einvernehmens in der Familie: das persönliche Verhältnis zwischen Joe und Rose war alles andere als gut. Roses religiöse Erziehung und ihre Strenggläubigkeit hinderten sie daran, das angenehme, sorgenfreie Leben wirklich zu genießen. Und Joe hatte die geringschätzigste Behandlung, die er erst in Harvard, dann in der Banken- und Geschäftswelt von Leuten erfahren hatte, die Aufsteiger wie ihn verachteten, noch immer nicht verwunden.

Einerseits paßten Rose und Joe sehr gut zusammen – sie hatten einen ähnlichen Hintergrund und die gleichen Erwartungen im Hinblick auf

Wohlstand und Prominenz. Andererseits aber waren sie sehr unterschiedliche Persönlichkeiten. Sie folgte äußerst gewissenhaft den Verhaltensnormen der Gesellschaft ihrer Zeit, auch denen der Kirche. Joe war, dort wo er sich um gesellschaftliche Anerkennung bemühte, ebenfalls ein großer Konformist. Zugleich aber konnte er sich durchaus unkonventionell verhalten und war auch stolz darauf. Er war wagemutigen und risikanten Unternehmungen weit mehr zugeneigt als andere; und er konnte, wenn es sein mußte, Regeln verletzen. Er war allem Neuen aufgeschlossen und verfügte über Phantasie: Wesenszüge, die in seiner Karriere zum Ausdruck kamen und die er an einige seiner Kinder weitergab.

Joes Sinn für Unabhängigkeit und seine Bereitschaft, sich über geltende Normen hinwegzusetzen, zeigten sich allerdings auch in seinem zwanghaften Interesse für andere Frauen. Es ist endlos darüber spekuliert worden, ob Rose nicht bereit war, auf die sexuellen Wünsche ihres Mannes einzugehen und ihn damit in die Arme von Revuegirls, Filmschauspielerinnen und anderen gelegentlichen Liebhaberinnen trieb. In allen Biographien der Kennedyfamilie kann man lesen, wie Joe seine Frau wegen ihrer sexuellen Hemmungen in Gegenwart von Freunden aufzog. Ein Freund der Familie hat berichtet, daß Rose nach der Geburt ihres letzten Kindes im Jahr 1932 erklärt habe: Keinen Sex mehr, und in ein eigenes Schlafzimmer gezogen sei. Was immer an solchen Geschichten dran sein mag, Joe war in jedem Fall ein zwanghafter Schürzenjäger. Offenbar konnte sich ein Mann, der sein Leben damit verbrachte, immer neue geschäftliche Herausforderungen zu suchen, im Bankwesen, auf dem Spirituosenmarkt, im Filmgeschäft, an der Börse, im Immobilienhandel und in der Politik, auch nicht mit einer Frau zufriedengeben.

Und er bemühte sich kaum, seine Frauengeschichten geheimzuhalteln. 1921 zum Beispiel schrieb er einem Theatermanager in New York ohne jede Scham: »Ich hoffe, Sie haben viele hübsche Mädchen in ihrer Truppe, die darauf warten, die tollen Iren aus Boston zu treffen, denn ich komme mit einer Bande, die mit wildem Fleisch gefüttert werden will.« Frauen, so ein Journalist, der Joe gut kannte, seien für diesen etwas gewesen, »was ein reicher Mann eben hatte – so wie Kaviar. Das war nicht einfach nur Sex, das gehörte ... zu seiner Vorstellung von Männlichkeit.« Er brachte seine Geliebten sogar mit nach Hause, die jungen Frauen aßen dann mit

der Familie und gehörten mehr oder weniger zum Haushalt. Um den Schein zu wahren, erklärte er Besuchern, daß diese jungen Frauen Freundinnen seiner Töchter seien.

Aber es gab Grenzen. Eine Affäre mit der Filmschauspielerin Gloria Swanson Ende der zwanziger Jahre hätte die Ehe beinahe zerstört. Die Beziehung war ein offenes Geheimnis, und eine Bostoner Zeitung berichtete, Joe habe wegen seiner Gespräche mit Gloria in Kalifornien »1929 die höchste Telefonrechnung in ganz Amerika« gehabt. Zwar sorgte er dafür, daß Rose stets eine Chance blieb, die Affäre vor sich und anderen zu leugnen. Aber es ist bekannt, daß Honey Fitz in diesem Fall heftige Auseinandersetzungen mit Joe hatte. Er drohte, Rose in Kenntnis zu setzen, wenn der Schwiegersohn die Affäre nicht beendete. Joe warnte seinen Schwiegervater vor solchen Einmischungen: Er werde sich sonst von Rose scheiden lassen und Gloria heiraten. Doch als er 1929-30 das Filmgeschäft aufgab, brach er auch die Beziehung zur Swanson ab. Die Affäre hinterließ Narben in der Kennedyfamilie und führte zu Schwierigkeiten im Verhältnis zu den Kindern, die nie heilten.

Rose war keine geborene Mutter, sowenig wie Joe ein Vater. Joe drängte Rose, sich auf die »Frauenarbeit« in Familie und Haushalt zu beschränken. Im allgemeinen fügte sie sich in diese Rolle und unterdrückte ihren Ärger darüber, daß ihr herrischer Ehemann sie derart einschränkte. Doch sie litt unter seinen ständigen Geschäftsreisen nach New York und Kalifornien. Natürlich hatte sie Haushaltshilfen, aber die ganze Last der Kindererziehung lag auf ihren Schultern. Obendrein war sie immer wieder schwanger.

Von ihrem früheren glanzvollen Leben als Tochter des Bürgermeisters und vielversprechende Debütantin in der Bostoner Gesellschaft war sie völlig abgeschnitten. Ihre Isolation und Joes Affären trieben sie 1920, während ihrer vierten Schwangerschaft, wieder ins Haus ihres Vaters. Der allerdings schickte sie nach drei Wochen dorthin zurück, »wo du hingehörst«. Sie ließ sich von ihrem Vater bestimmen, die Pflichten als Ehefrau und Mutter zu erfüllen, nahm an einer religiösen Einkehrwoche teil, in der es um die Pflichten einer katholischen Ehefrau und Mutter ging, und kehrte in das Haus in Brookline mit dem neu gefaßten Entschluß zurück, ein gutes Familienleben zu führen.

DIE JUGEND

Joe und Rose trafen, im Interesse des Wohlergehens der Kinder, einige Vereinbarungen. Dazu gehörte, daß Rose, um sich von den ständigen Haushaltspflichten zu entlasten, von nun an regelmäßig verreiste. So überquerte sie in den 1930er Jahren siebzehn Mal den Atlantik, kaufte in Europa die neueste Mode ein und besuchte Sehenswürdigkeiten. Während dieser Reisen übernahm Joe die Verantwortung für die Kinder, er war zumindest für eventuelle Notfälle in der Nähe, und sie konnte die Freiheit und den Reiz genießen, den sie von ihren früheren Reisen kannte. Vereinbart war, daß keiner der Ehepartner den anderen, wenn er oder sie abwesend war, mit Familienproblemen belasten sollte. All dies half ihnen, die Familie intakt zu halten und weiterhin ein privilegiertes Leben zu führen. Die Schwierigkeiten jedoch, die das Bild einer wohlgeordneten, glücklichen Familie Lügen strafen, waren damit nicht behoben.

Privilegierte Jugend

Jugend [ist] keine Lebenszeit, sondern ein geistiger Zustand ... die Vorherrschaft des Mutes über die Schüchternheit, der Abenteuerlust über die Liebe zu einem bequemen Leben.

Robert F. Kennedy (1966) nach Samuel Ullman, »Youth« (1934)

JACK KENNEDY WAR der zweitgeborene Sohn einer der reichsten und berühmtesten Familien Amerikas, und doch spürte der Heranwachsende, daß ihn etwas von anderen privilegierten jungen Leuten, die er kannte, trennte. Die Cabots, die Lodges, die Saltonstalls waren bekanntere Bostoner Clans, die Carnegies, Rockefellers und Vanderbilts waren reicher, die Adams', Roosevelts und Tafts waren prominenter politische Dynastien. Aber die Kennedys wurden immerhin als eine nationale Kraft wahrgenommen, als eine kommende Generation, die bereitstand, die Welt aus den Angeln zu heben. Und wenn Joe Kennedy jemals Präsident werden sollte, hieß es 1938 in *Life*, dann würden seine reizenden Kinder dabei eine bedeutende Rolle spielen: »Ihrer munteren Nachkommenschaft ist es zu verdanken, daß die Kennedys die politisch sympathischste Familie seit der von Theodore Roosevelt sind.« Die Kennedys waren ein Symbol der Hoffnung für Millionen von Amerikanern, die wegen ihrer ethnischen Herkunft noch nicht richtig dazugehörten, und der besser etablierten Mittelklasse, die – selbst in der wirtschaftlich schlechten Zeit – an dem Glauben festhielten, daß jeder, der überdurchschnittlich begabt und motiviert ist, es zu Reichtum und öffentlichem Ansehen bringen kann.

Jacks erste Erinnerungen, die bis ins Jahr 1922 zurückreichen, drehen sich um das Haus in der Naples Road und die in der Nähe gelegene Edward-Devotion-School. 1924 wurden Joe jr., der damals neun, und Jack, der sieben Jahre alt war, zur privaten Dexter-School geschickt, wo sie von 8.15 Uhr morgens bis 4.45 Uhr nachmittags betreut wurden. So konnte sich Rose mehr um Rosemary kümmern, die aufgrund ihrer Entwicklungsstörung Privatunterricht zu Hause bekam. Sie betrachtete Dex-

ter auch als Schutzmaßnahme gegen den Hang der Brüder, wo sie konnten, Unfug zu treiben, ein »Zustand donquijotischen Unglücks«, wie sie es nannte. Für ihren Vater war Dexter der Ort, an dem seine Söhne mit Gleichaltrigen aus Beacon Hill, dem Viertel der alteingesessenen Bostoner Clans, zusammenkamen.

In Jacks Kindheitserinnerungen spielten Erlebnisse mit seinem Großvater Fitz eine große Rolle. Er nahm ihn und Joe jr. mit zu Spielen der Red Sox, zum Bootfahren im Bostoner Stadtpark oder zum Wahlumzug im Jahr 1922, als er sich vergeblich um den Posten des Gouverneurs bewarb. Wenn Jack wegen einer Kinderkrankheit ans Bett gefesselt war, ließ er sich gern von Rose die Abenteuer von Sindbad dem Seefahrer, Peter Pan oder Black Beauty vorlesen. Zu seinen Lieblingen gehörten auch *Billy Whiskers* – die Eskapaden eines Ziegenbocks, der durch die Welt reiste, was Jack »riesig interessant« fand – und Reddy Fox, eins von mehreren Tieren, »die einfache, aber ... aufregende Abenteuer zu überstehen hatten«. Ebenso liebte er die Abenteuer- und Rittergeschichten von Sir Walter Scott, Biographien bekannter Persönlichkeiten und Geschichten, »solange sie stimmungsvoll, ereignisreich und farbig« waren, wie sich Rose erinnerte. Immer wieder las er *König Artus und seine Tafelrunde*.

Ab 1926 verbrachten die Kennedys den Sommer in Hyannis Port, wo sie ein Anwesen mit Sommerhaus und einem Hektar Grund mit Blick auf den Hafen gemietet hatten. Dort lernte Jack schwimmen und das Leben auf dem Land zu genießen, das zum festen Bestandteil des Familienlebens wurde.

»Es war ein leichtes und luxuriöses Leben, das von Hausmädchen und Kinderschwestern überwacht wurde, und ich bekam immer mehr jüngere Schwestern, bei denen ich den Chef spielen konnte«, erzählte Jack seinem Biographen James MacGregor Burns während des Wahlkampfes von 1960. Als er später gefragt wurde, ob ihn in seiner Kindheit etwas wirklich beunruhigt habe, fiel ihm nur die Rivalität zu seinem Bruder Joe ein. Ihr Spielen und Toben auf der Veranda eskalierte manchmal zu Feindseligkeiten, die die starke Anhänglichkeit, die sie sonst füreinander hegten, auf eine harte Probe stellten. »Er war ein Typ, der gern zuschlug«, sagte Jack von seinem Bruder, »das gab sich später, aber als ich klein war, hatte ich Schwierigkeiten damit.«

Im September 1927, Jack war damals zehn, zog die Familie nach Riverdale, New York, einem ländlichen, in der Bronx gelegenen Vorort von Manhattan. Joe sr. war ein bedeutender Mann der Filmindustrie geworden, und er mußte viel zwischen New York und Los Angeles hin- und herreisen. Es waren also vor allem geschäftliche Gründe, die den Umzug veranlaßten. Aber nicht nur. Joe störten die sozialen Barrieren in Boston. Die Stadt sei »kein Ort, um irisch-katholische Kinder aufzuziehen«, sagte er einmal zu einem Journalisten. »Ich wollte ihnen ersparen, was ich durchmachen mußte, als ich dort aufwuchs.« Doch wollte er die Verbindungen zu der Gegend nicht völlig zerschneiden, die ihm und Rose so teuer war, darum kaufte er das Grundstück in Hyannis Port, damit sie den Sommer weiterhin am Cape Cod verbringen konnten.

Der Umzug nach New York fiel ihnen nicht leicht. Dabei war man in einem privaten Eisenbahnwagen gefahren. Und das Haus, das vorher dem früheren Außenminister Charles Evans Hughes gehört hatte, lag in einem wunderschönen Waldgebiet oberhalb des Hudson und hatte dreizehn Zimmer. Dennoch war der Wechsel für Rose »wie ein Schlag in die Magengrube. Monatelang wachte ich in dem neuen Haus in New York mit einem furchtbaren Verlustgefühl auf.« Die bekannte Umgebung, Freunde und Familie, alle waren weit weg, das machte den Übergang so schwer. Die Vorfahren in den Holzhütten des North End hätten dies kaum begriffen. Noch einmal zog die Familie um, 1929, in ein großes Landhaus auf einem über zwei Hektar großen Grundstück in Bronxville, einer ländlichen Gemeinde nördlich von Riverdale. Das Durchschnittseinkommen der paar Tausend Einwohner dort gehörte zu den höchsten im ganzen Land.

Jack hatte sich in der privaten Riverdale Country Day School schnell eingelebt und war in der vierten und fünften Klasse ein sehr guter Schüler. In der sechsten Klasse aber, als der Bruder in das Choate Internat in Wallingford, Connecticut, wechselte, ließen Jacks Leistungen nach. Trotz seiner mäßigen Noten oder vielleicht gerade deswegen entschlossen sich Joe und Rose, ihn ebenfalls auf ein Internat zu schicken. Rose meldete ihn aber nicht in Choate, sondern in der Canterbury School in New Milford, Connecticut, an, einer exklusiven katholischen Bildungseinrichtung, die von einem Priester geleitet wurde und in der vierzehn katholische Lehrer

zweiundneunzig Schüler betreuten. Von den einundzwanzig Schülern, die 1930 an dieser Schule ihren Abschluß machten, wechselten sieben aufs College in Yale, sieben nach Princeton und einer nach Harvard.

Daß er Internatsschüler war, hätte Jack zeigen können, daß er etwas Besonderes war. Doch er war überhaupt nicht gern so weit von Hause fort. Und es sollte nicht das letzte Mal sein, daß er spürte, welche Last es war, privilegiert zu sein. »Es ist ganz schön hier«, schrieb er an einen Verwandten, »das Schwimmbad ist großartig«, aber sonst hatte er wenig Vorteilhaftes über die Schule zu berichten. Einige Schulfächer machten ihm Schwierigkeiten. In Englisch, Mathematik und Geschichte stand er gut, aber mit den Naturwissenschaften und vor allem mit Latein hatte er zu kämpfen. Im Herbst 1930, als er dreizehneinhalb Jahre alt war, interessierte er sich mehr für die politischen Ereignisse und Sport als für seine Studien.

Er trieb viel Sport, liebte Football, Basketball, Hockey, Squash, Eislaufen und Schlittenfahren, im übrigen fühlte er sich aber in der klösterlichen Welt eines katholischen Internats eingesperrt. Sein Interesse am Geschehen außerhalb der Schulmauern wuchs. Seinem Vater schrieb er: »Bitte schicke mir den Litary [sic] Digest, ich habe von dem Börsenkrach erst viel später erfahren, oder einen Artikel. Schicke mir bitte auch ein paar Golfbälle.« Großen Eindruck hinterließ der Bericht eines Missionars über Indien: »Einer der interessantesten Vorträge, die ich jemals gehört habe.« Hier zeigte sich, was sein späterer Mitarbeiter Theodore C. Sorensen als den Wunsch beschreibt, »sich an der Welt zu erfreuen und sie zugleich zu verbessern, und diese beiden Wünsche standen, besonders in den Jahren vor 1953, manchmal im Konflikt miteinander«. 1930 aber nahm die Suche nach Vergnügungen noch eindeutig den ersten Platz ein. Als Jack 1960 von Hugh Sidey, einem Journalisten der *Time*, gefragt wurde: »Wie haben Sie die Große Depression erlebt?«, antwortete er: »Ich habe kein Wissen aus erster Hand. Meine Familie hatte eines der großen Vermögen der Welt, und es war damals mehr wert als je zuvor. Wir hatten größere Häuser, mehr Dienstpersonal und wir reisten mehr. Was ich mit meinen eigenen Augen sah, waren einige zusätzliche Gärtner, die mein Vater anstellte, damit sie Arbeit und zu essen hatten. Ich erfuhr nichts über die Depression, bis ich in Harvard darüber las.« Er war durch Geld

isoliert, aber auch durch seine Erziehung. Charles Spalding, ein enger Jugendfreund von Jack, der Wochenenden und Ferien mit der Familie verbrachte, notiert: »Du sahst, wie diese Leute durchs Leben gingen, und hattest das Gefühl, daß sie außerhalb der üblichen Naturgesetze existierten, niemand war so nobel und so voller Anteilnahme wie sie. Es gab immer etwas zu tun ... immer etwas zu bereden ... immer wegen etwas zu konkurrieren, man zerrte aneinander und schubste sich zu größeren Anstrengungen. Es war ganz einfach: Die Kennedys fühlten sich erhöht, und das färbte ab auf die Menschen, die mit ihnen in Berührung kamen. Sie waren eine Einheit. Ich dachte manchmal, solche Menschen gibt es nicht noch einmal.« Jack erlebte sich als Mitglied einer ungewöhnlichen Familie, doch war sie auch Keimstätte einer gewissen Arroganz. Joe sr. konnte kurz angebunden, unfreundlich, manchmal sogar verächtlich sein. Er ließ es Menschen spüren, wenn er glaubte, sie seien seiner Aufmerksamkeit nicht würdig. Damit zahlte er sicher auch zurück, was er, der irische Katholik, an Erniedrigungen erlitten hatte.

Die Familie galt als großspurig und schwierig im Umgang. Und wer herablassend behandelt worden war, hat das meist auch nicht vergessen. Am Cape Cod zum Beispiel, wo die Kennedys sich ein neues Haus mit vierzehn Schlafzimmern, neun Bädern, einem Theater- und Kinosaal im Keller und einem Tennisplatz gebaut hatten, galt Joe als »überheblich«, »hart wie Stahl« und »als jemand, für den man nicht arbeiten kann«. Die Familie war berüchtigt für die nachlässige Art, in der sie Rechnungen bezahlte, oder für die Marotte, kein Bargeld bei sich zu haben. Ladeninhaber und Tankwarte waren es leid, der Familie Kredit zu geben und dann die Dienstboten mahnen zu müssen, daß die Schulden bezahlt wurden.

NACH EINEM JAHR auf der Canterbury School wollte Jack nicht dorthin zurück, sondern wie Joe jr. nach Choate. Joe folgte dem Wunsch seines Sohnes, der nun ab September 1931 ebenfalls dieses für New England so traditionsreiche Institut besuchte. Joe und Rose kam es vor allem darauf an, die Jungen in der Nähe der Mächtigen des Landes, zumindest der Söhne der einflußreichsten Familien Amerikas zu wissen. Choate war nicht ganz dasselbe wie die älteren, noch elitäreren Schulen von Andover,

Exeter, St. Mark's oder St. Paul's, doch immerhin noch vornehm genug. Mit den Besten und Klügsten, dachten Joe und Rose, würden ihre Söhne dann in Harvard zusammenkommen. Voraussetzung dafür war jedoch die Erziehung an einer Schule wie Choate. Jack lernte bald, daß die Zugehörigkeit zu einer Welt der Privilegien lebenslange Verantwortlichkeiten mit sich brachte, die ihn ebenso anzogen wie abstießen.

In Choate durchlebte Jack den schwierigen Übergang vom Jugendlichen zum jungen Erwachsenen. Eine nicht geringe Rolle spielte dabei eine Reihe von medizinischen Problemen, die den Ärzten Rätsel aufgaben und seine Geduld auf die Probe stellten. Seit er drei war, war nicht ein Jahr vergangen, ohne daß er ernsthaft krank gewesen wäre. Drei Monate vor seinem dritten Geburtstag erkrankte er an Scharlach. Diese Infektionskrankheit ist hochansteckend und war für kleine Kinder damals lebensbedrohlich, daher lebte er zwei Monate von der Familie getrennt im Krankenhaus und danach noch weitere zwei Wochen in einem Sanatorium in Maine. Jack ließ kaum eine der üblichen Kinderkrankheiten aus und litt häufig an Ohrenentzündungen. So mußte er viel Zeit im Bett und im Haus verbringen.

Im Herbst 1930 zeigten sich bei dem damals Dreizehnjährigen in Canterbury zum ersten Mal Symptome eines merkwürdigen Leidens, das nicht diagnostiziert werden konnte, ihn aber doch sehr einschränkte. Zwischen Oktober und Dezember verlor er fast drei Kilo, er fühlte sich »sehr müde« und wuchs nicht wie andere Jugendliche. Im April 1931 brach er mit Bauchschmerzen zusammen; es wurde eine Blinddarmentzündung festgestellt, und er mußte operiert werden. In der Beurteilung seiner Schullaufbahn hieß es, »er hat während seiner Zeit in Canterbury wahrscheinlich viel Heimweh gehabt. Er schrieb viele Briefe nach Hause. Im Mai verließ er die Schule mit Blinddarmentzündung und kehrte nicht zurück.« Aber er beendete das Jahrespensum mit Hilfe eines Privatlehrers und konnte so im Herbst nach Choate wechseln. Dort nahmen seine gesundheitlichen Probleme eher noch zu. Er war oft erkältet. Trotz regelmäßiger Einnahme von Lebertran und eines speziellen Körpertrainings wog er nur noch rund 50 Kilo, und er fühlte sich weiterhin müde und angespannt. Im Januar und Februar 1933 plagten ihn »grippeähnliche Symptome« und ein fast ständiger Schmerz in den Knien. Röntgenauf-

nahmen ergaben keinen pathologischen Befund in seinen Knien, daher führte der Arzt seine Schwierigkeiten auf Wachstumsschmerzen zurück und verordnete gymnastische Übungen und orthopädische Einlagen.

Ende Januar 1934 erkrankte er so schwer, daß er mit einer Ambulanz zur Beobachtung ins Krankenhaus von New Haven gebracht werden mußte. Seine Symptome waren ein schweres Nesselfieber und Gewichtsverlust. Die Ärzte befürchteten eine lebensbedrohliche Leukämie. »Anscheinend war ich kränker, als ich dachte«, schrieb Jack an seinen Klassenkameraden LeMoyné Billings, nachdem er aus dem Krankenhaus kam, »und eigentlich müßte ich tot sein, daher bekomme ich jetzt einen kraftlosen und hohlen Husten.« Er beklagte sich, daß sein After »ganz rot war nach dem Krankenhaus. Deiner wäre auch so rot, wenn man dir alles mögliche, von Gummischläuchen bis Eisenröhrchen, reinschieben würde. Ich fühle nichts beim Scheißen, weil er so groß ist.« Im März besserte sich sein Zustand, doch die Ärzte waren sich über die Ursache noch immer nicht im klaren.

Zu seiner labilen Gesundheit kamen die üblichen Probleme der Pubertät. So machte ihm auch die Rivalität mit dem älteren Bruder wieder mehr zu schaffen. Er stand im Schatten von Joe jr., der überall reüssierte und vor allem vom Vater bevorzugt wurde. Als Jack in Choate eintraf, hatte sich Joe jr., so die Frau des Schuldirektors als »einer der ›großen Jungs‹ der Schule etabliert, von denen wir abhängen werden«. Rose hatte George St. John, dem Direktor, schon signalisiert, daß Jack nicht Joe jr. war – anders als Joe falle es Jack nicht leicht, sich in schulische oder soziale Hierarchien einzupassen. Der Direktor zeigte Verständnis und beruhigte Joe: »Jack sitzt nicht weit von mir im Speisesaal, ich schaue ihm dreimal am Tag in die Augen, und es geht ihm gut.« Dennoch forderten Joe jr.s Erfolge auf den Sportplätzen und in den Klassenzimmern ihren Tribut von Jack. Der Vierzehnjährige war lang aufgeschossen und mager. Rattengesicht nannten ihn seine Klassenkameraden, er muß also sehr spitz und schmal ausgesehen haben. Er wäre gerne ein guter Sportler gewesen, aber er hatte mit seiner schwächlichen Statur und auch mit mangelnder Kraft zu kämpfen. 1933, als er Choate verließ, erhielt Joe die begehrte *Harvard Trophy* der Schule, die dem Schüler verliehen wurde, der schulische und sportliche Leistungen am besten verbunden hatte. Jack hielt es für ausgemacht, daß

er von seinen Eltern – und von allen anderen – niemals die Anerkennung erhalten würde, die seinem älteren Bruder zuteil wurde. Zu Billings sagte er, er glaube ebenso intelligent zu sein wie sein Bruder und wahrscheinlich auch ein ebenso guter Sportler, aber er glaube eben nicht, daß seine Familie ihm zutraute, daß er Joe überflügeln könne.

So litt er unter der Rivalität und hatte zudem noch darum zu kämpfen, den gleichwohl enorm hohen Erwartungen seiner Eltern gerecht zu werden und »Kennedy-Standards« zu erreichen. Ein Kennedy sollte eben nicht nur besser sein als die große Masse, sondern der Beste unter den Besten. Vor allem der Vater signalisierte immer wieder: »Der Zweitbeste ist nicht genug.« Ob im Sport, im schulischen Wissen oder im Hinblick auf soziale Anerkennung, stets standen die Kennedykinder, besonders die Jungen, unter dem unnachgiebigen Druck, den Spitzenplatz zu erreichen.

Mit seinen schulischen Leistungen sicherte sich Jack einen mittleren Platz in der Klasse. Doch war er beliebt bei seinen Mitschülern und alle dachten, daß er »die besten Aussichten hat, es zu schaffen«. Doch er weigerte sich auch, den Erwartungen, die an ihn gestellt wurden, in jeder Hinsicht zu entsprechen. »Ich würde gern die Verantwortung für Jacks ständige Vernachlässigung von Sauberkeit und Ordnung in seinem Zimmer und seinem persönlichen Erscheinungsbild übernehmen«, schrieb Jacks Hausaufseher, »aber ich muß gestehen, daß mir dies nicht gelungen ist.« Seine saloppe Art wurde als Zeichen für Unordentlichkeit »in fast allen organisatorischen Bereichen« betrachtet. »Er lernt in der letzten Minute, er kommt zu Verabredungen zu spät, er hat wenig Sinn für materielle Werte und kann fast nie seine Sachen dahin räumen, wo sie hingehören.« Im November 1933 schrieb Joe Sr. an George St. John: »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie unzufrieden ich war, als ich Jack sah und mit ihm sprach. Anscheinend fehlt ihm jeder Sinn für Verantwortung. Seine lockere und leicht indifferente Art versprechen nichts Gutes für seine künftige Entwicklung.« Er drängte seinen ältesten Sohn, alles zu tun, was in seiner Macht stehe, um Jack zu einer ernsthafteren Arbeitsaufassung zu bewegen.

In seinem letzten Jahr in Choate ging Jack bis an die Grenze dessen, was die Schuldisziplin erlaubte. Der Direktor nannte Jungen, die sich den Regeln widersetzen und ihren schulischen Pflichten nicht so nachkamen,

wie es sich gehörte, »Mucker« (Schlammschaufler). Prompt gründete Jack mit einigen Freunden den »Muckers Club«. Sie wollten »auf ihre Art kleine Festivitäten veranstalten und das System wirkungsvoller herausfordern«. »Mitverschwörer« in der »Rebellion« waren LeMoyné Billings (Lem) und Ralph (Rip) Horton, Jack engste Freunde. Vor allem mit Billings verstand er sich ausgezeichnet. Beide hatten sie erfolgreichere ältere Brüder, die in Choate für ihre jüngeren Brüder scheinbar unüberwindbare Standards setzten. Wie Jack machte auch Lem gern Späße und kümmerte sich wenig um die vielen Regeln, die den Tagesablauf bestimmten. Billings, der Sohn eines Arztes aus Pittsburgh, und Horton, Sohn eines reichen New Yorker Geschäftsmannes aus der Milchbranche, überließen Jack, der einen höheren sozialen Status hatte als sie, die Führung, die er, darin dem Vater ähnlich, sowieso für sich reklamierte.

Jacks Vergehen war geringfügig, in der klösterlichen Atmosphäre einer ländlichen Privatschule schlug es jedoch größere Wellen als angemessen oder notwendig. St. John war äußerst verärgert. Er zog in der Kapelle vom Leder, nannte öffentlich die Namen der dreizehn Clubmitglieder und warf ihnen vor, sie untergrüben die Moral und Integrität der Schule. In einem Telegramm bat er Joe »um eine Unterredung mit Jack und uns, die wir für unbedingt erforderlich halten«. Der Englischlehrer Harold Tinker äußerte später, daß St. John Jacks Vater demütigen wollte, denn er war kein Freund von Katholiken und »bedauerte es, Katholiken an seiner Schule zu haben«, besonders wenn sie einen so reichen und prominenten Vater hatten wie Joe Kennedy. Aber er wußte auch, daß er im Interesse der Schule und ihres wirtschaftlichen Erfolgs solchen Gefühlen nicht nachgeben durfte. Jack konnte nicht beweisen, daß der Direktor aus anti-katholischen Affekten handelte, dennoch fürchtete er, daß St. John ihn von der Schule verweisen und er das letzte Stück Anerkennung verlieren würde, das er bei seinen Eltern besaß. Die Episode ging schnell vorüber, als Jack versprach, den Club aufzulösen und zur Strafe die Osterferien später anzutreten.

Doch auch ein St. John konnte sich Jacks gewinnender Art nicht gänzlich entziehen. Im November 1933 schreibt er an Joe: »Je länger ich mit ihm zusammenlebe und -arbeite und je mehr ich mit ihm rede, desto mehr Vertrauen bekomme ich zu ihm. Ich wette, Sie werden innerhalb

von zwei Jahren auf ihn ebenso stolz sein, wie Sie es jetzt auf Joe sind.« In einem zweiten Brief erklärt er sogar: »Ich habe noch nie erlebt, daß sich bei einem Jungen mit solchen hervorragenden Eigenschaften diese am Ende ... nicht doch durchsetzen werden.« Vielleicht mochte er generell keine Katholiken, doch diesen einen mochte er offenbar doch; Jack verfügte eben über bemerkenswerten Charme.

OBWOHL ER IN EINER KLASSE von 110 Schülern nur den fünfundsechzigsten Platz erreichte, war Jack die Zulassung in Harvard sicher. Als Sohn eines so prominenten Ehemaligen und als Bruder eines Studenten, der bereits einen ausgezeichneten Stand an der Universität hatte, mit Harry Hopkins, dem Wohlfahrtsadministrator von Franklin D. Roosevelt, und Herbert Bayard Swope, dem berühmten Journalisten und Redakteur, als nichtakademischen Referenzen, mußte sich Jack wenig Sorgen um seine Zulassung machen. Aber er sah sich nach wie vor ungern im Schatten seines Bruders und zog es vor, mit Lem Billings und anderen Freunden von Choate nach Princeton zu gehen. Joe sr. nahm die Entscheidung seines Sohnes an, war sie doch ein Beweis für seine Unabhängigkeit – obgleich er geschmunzelt haben wird, als Jack, der nichts mehr wollte, als sich von seinem Bruder zu unterscheiden, darum bat, ein Jahr in England bei dem berühmten Sozialisten Harold Laski studieren zu dürfen, den Joe jr. schon gehört und mit dem er eine Reise nach Rußland unternommen hatte.

Im Konflikt, ob er seinen Wünschen nachgeben sollte oder doch dem Interesse an Erfolg und Anerkennung, das Arbeit verlangte, gewannen jene die Oberhand. Als Jack, jetzt achtzehn Jahre alt, im Sommer 1935 zum ersten Mal nach Europa reiste, reizte ihn weniger das Studium bei Laski an der London School of Economics als die Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen und sich ins gesellschaftliche Leben von London zu stürzen. Die in Europa zunehmenden Spannungen wegen der Aufstände im Ruhrgebiet und der italienischen Invasion in Abessinien nahm Jack nicht so sehr als historisch entscheidende Momente wahr, sondern als Grund, nach Hause zurückzukehren. Als eine erneute Erkrankung hinzukam, trat er im Oktober die Rückreise an. Er erholte sich bald und stellte in Princeton einen verspäteten Aufnahmeantrag für das Herbst-

trimester. Dieser wurde abgelehnt, und so arrangierte Joe mit Unterstützung eines prominenten Ehemaligen Jacks Einschreibung für November. Er blieb aber nur bis Dezember. Wieder erkrankt, mußte er ins Peter Bent Brigham Hospital in Boston eingeliefert werden. Anschließend erholte er sich in Palm Beach, Florida, von seinen auch diesmal nicht diagnostizierten Leiden und akzeptierte den Vorschlag seines Vaters, von April an zwei Monate in Arizona zu verbringen. Das warme Klima und das ruhige Leben auf einer Ranch waren seiner Gesundheit offenbar zuträglich. Er nutzte die Zeit, um nachzudenken, und entschloß sich nun doch, nach Harvard zu gehen. Die klösterliche Atmosphäre in Princeton und die spartanische Unterbringung in der South Reunion Hall hatten ihm nicht zugesagt. So bewarb er sich im Juli 1936 erneut in Harvard. Innerhalb von drei Tagen erhielt er die Zulassung für das Herbsttrimester.

Die ersten zwei Jahre in Harvard verbrachte er nicht viel anders als die Zeit in Choate. Seine akademischen Leistungen waren nicht beeindruckend. »Heute Prüfung«, schrieb er im Januar 1937 an Billings, »da muß ich wohl mal in die Bücher gucken und sehen, worum es in diesem Scheißseminar geht.« Als er mit seinen Studien zu sehr ins Hintertreffen geriet, besuchte er Tutorien und externe Paukschulen, wo sich schlecht vorbereitete Studenten gegen Bezahlung den Prüfungsstoff einbläuen lassen konnten. Die Erstsemestertutoren waren der Meinung, daß Jack mit der Zeit bessere Leistungen zeigen werde; in seinem ersten Jahr jedoch entsprachen sie kaum seinen Begabungen. Seinen Studienkameraden und Lehrern erschien er als charmanter, respektloser junger Mann mit einem feinen Humor und einer Leidenschaft für Sport und gutes Leben. Er zeigte kein ausgesprochenes Interesse an den politischen Aktivitäten auf dem Campus, die sich an der Depression, an Franklin D. Roosevelts New Deal und an den Bedrohungen der Demokratie und des Kapitalismus durch Faschismus, Nazismus und Kommunismus entzündeten. Er las offenbar keine der populären progressiven Zeitungen wie *The Nation*, *New Republic* oder *New Masses*, und die Protestdemonstrationen, die von Studenten organisiert wurden, die sich an der öffentlichen Debatte beteiligen wollten, beachtete er kaum. Mit doktrinären Wortführern, die »ihre Auffassungen mit einer Sicherheit darlegten, die ich nie ganz verstehen konnte«, wußte er nicht viel anzufangen.

Wiederum stand er im Schatten seines Bruders. Joe jr. war der bekannteste Student in seinem Studienjahr, und »Jack mußte die zweite Geige spielen«, so ein Mitstudent aus Harvard. Joe war groß und stark genug, um in der Uni-Mannschaft Football zu spielen; bei Jack mit seinen ein Meter achtzig und knapp siebzig Kilo reichte es nur für die Juniormannschaft. Er war ein ausgezeichneter Schwimmer, doch auch hier versperrte seine schwache Kondition ihm die weitere Karriere. Bei der Ausscheidung für die Aufstellung der Mannschaft für den Schwimmwettkampf gegen Yale unterlag er einem Studienkameraden.

Auch in der Campuspolitik feierte sein Bruder Erfolge. Und selbst wenn Jack Hoffnungen gehabt hätte, auf diesem Gebiet ein Zeichen zu setzen, dann hätte ihm das nicht viel genutzt. In der Familie herrschte unausgesprochen die Regel der Primogenitur, also hatte der älteste Sohn als erster einen Anspruch auf eine politische Karriere. Und Joe jr. ließ keinen Zweifel daran, daß er genau dies wollte. Der Ökonom John Kenneth Galbraith, ein Tutor von Joe, hatte diesen als einen Studenten kennengelernt, der sehr interessiert war an politischen Fragen und schnell bei der Hand zu zeigen, was er seinem Vater abgesehen hatte. »Wenn ich Präsident werde, dann werde ich Sie zu mir ins Weiße Haus holen«, sagte er gern. Joes schneller Aufstieg zur Campusprominenz schmeichelte seinem Stolz. Er wurde zum Vorsitzenden des Winthrop-House-Committee, zum Vertreter seines Studienjahrgangs im Studentenrat, zum Zeremonienmeister beim Class Day und zum Manager für das Klassenalbum gewählt. Was die sich zuspitzenden Konflikte im Ausland anging, so machte er sich einen Namen als kompromißloser Anti-Interventionist.

In seinen ersten beiden Harvard-Jahren mußte Jack also hinter seinem Bruder zurückstehen, doch auch er zeigte, daß er mehr als periphere politische Interessen hatte. Zwar wurde er nicht in den Studentenrat gewählt, doch machte er mit seiner Kandidatur deutlich, daß er Vater und Bruder das Feld der Politik nicht ganz und gar überlassen wollte und daß er doch auch anderes im Sinn hatte als ein ausgelassenes Studentenleben. Außerdem begann er nun wirklich zu arbeiten und beschäftigte sich gründlich mit Problemen der politischen Führung und dem Einfluß großer Führerpersönlichkeiten auf das Weltgeschehen. Wirtschaft, Englisch,

Geschichte und Politikwissenschaft standen im Mittelpunkt seiner Studien in den ersten zwei Jahren.

SEINE GRÖSSTEN ERFOLGE in dieser Zeit errang Jack mit seiner Fähigkeit, Freunde zu gewinnen und Frauen zu gefallen. Er sei, so der Master des John Winthrop House, der 1937 sein Gesuch um Übersiedelung von Weld Hall und Aufnahme in diesem Haus zu bearbeiten hatte, »ein guter Junge« gewesen, »der beliebteste in Weld« und »einer der beliebtesten Studenten in seinem Jahrgang«. John Kenneth Galbraith schilderte ihn als »gutaussehend ... leutselig, sehr aufgeschlossen für Vergnügen und gesellschaftliches Leben und liebevoll und zuvorkommend zu Frauen«. – »Wir amüsieren uns prächtig«, schrieb er an Billings, nachdem er auf dem Campus angekommen war und sich die Freunde von Choate wiedergetroffen hatten. Und im Oktober: »Ich werde jetzt hier ›Playboy‹ genannt.« Mit Jack, so Lem Billings, »war es lustiger als mit sonst irgend jemandem, und ich glaube, das ging den meisten so.« Viele Erinnerungen von Kommilitonen, Freunden und Sportskameraden an den Harvard-Studenten Jack bestätigen das. Es war vor allem seine Respektlosigkeit, die ihn bei seinen Kameraden so beliebt machte. Sie alle hegten eine gewisse Verachtung für die soziale Hierarchie, zu der sie doch selbst gehörten.

Jacks Entdeckung, daß ihn die Mädchen mochten und daß er auch bei ihnen ankam, erfüllte ihn mit besonderer Befriedigung. Im Sommer 1934, mit siebzehn, begann er zu spüren, daß sich junge Frauen von ihm angezogen fühlten. Billings berichtete er, ein Mädchen, das er am Cape kennengelernt hatte, habe aus Cleveland angerufen, um sich nach seinem Gesundheitszustand zu erkundigen. »Ich kann nichts dafür«, erklärte er mit spürbarem Stolz, »es kann nicht am Aussehen liegen, denn ich sehe nicht besser aus als andere. Es muß meine Persönlichkeit sein.« Seine Briefe an Billings in den nächsten Jahren, besonders aus seinem zweiten Jahr in Harvard, sind voller Berichte über seine sexuellen Eroberungen. Vieles davon war adoleszente Großtueri. »Ich habe von einer wundervollen Blondine einen Einlauf bekommen«, schrieb er im Juni 1934 an Billings während eines Krankenhausaufenthalts, »das ist das Höchste, was Du an billigem Vergnügen haben kannst, mein Lieber.« – »Die Krankenschwestern hier sind das fieseste Weiberpack, das ich jemals gesehen

habe«, schrieb er einige Tage später, »eine von ihnen fragte mich gestern abend, ob ich nicht Lust auf ein Workout hätte ... Ich sagte ja, aber dann hatte sie früher Dienstschluß.« In seinen ersten beiden Jahren in Harvard machte Jack eine Reihe von Eroberungen, die er Billings drastisch schilderte. »Ich kann jetzt meinen Schwanz so oft und so frei hinkriegen, wo und wie ich will, und das ist ein Schritt in die richtige Richtung«, schrieb er Billings ein paar Monate später.

Als Billings diese Korrespondenz Jahre später erneut las, teilte er die Briefe in »sehr schmutzig«, »schmutzig« und »nicht so schmutzig« ein. Aber ihm wurde auch klar, daß hier mehr im Spiel war als das typische Verhalten eines Heranwachsenden mit ausgeprägtem sexuellen Appetit. »Er war sehr interessiert an Mädchen. ... Dahinter stand auch das Bestreben, wenigstens an einer Stelle Erfolg zu haben.« Diese Frauengeschichten hätten darum so große Bedeutung gehabt, weil er in dieser Beziehung seinem Bruder, Billings und den meisten seiner Kameraden voraus war. Auf einem Hochzeitsempfang sei der Bruder, wie Lem an Jacks Schwester Kathleen schrieb, »so richtig in seinem Element [gewesen], als er Dotty Burns und Missy Greer traf – die begierig waren, von ihm zu hören, daß Marlene Dietrich zu ihm gesagt hatte, er sei der faszinierendste und attraktivste junge Mann, der ihr je begegnete.«

Jack's ausgeprägtes Interesse an sexuellen Eroberungen ist aber nur teilweise mit den Neigungen von Heranwachsenden und der Rivalität zu Bruder und Freunden zu erklären. Zwar weiß man nicht, was Jack über Joes außereheliche Beziehungen wußte oder wann er zum ersten Mal davon erfuhr, aber seit Harvard war ihm völlig klar, daß sein Vater, der sich oft geschäftlich in New York, Hollywood und Europa aufhielt, sich durchaus zu amüsieren wußte. Auch die Geschichten, die über Großvater Fitzgerald im Umlauf waren, gaben ihm zu verstehen, daß man gewisse Regeln offenbar recht elastisch handhaben konnte. Zudem erhob Joe keinerlei Einwände gegen das aktive gesellschaftliche Leben seines Sohnes und trug sogar das Seine dazu bei. Im Oktober 1936 erzählte Jack Billings, er sei »mit fünf Jungens von der Schule zum Cape gefahren – RM [Edward Moore, der Assistent und Vertraute von Joe sr.] hat uns durch einen anderen Typen ein paar Mädchen beschafft – vier von uns haben sich mit ihnen eingelassen, einer hat dreimal gefickt, ein ande-

rer auch dreimal (das Mädchen war Jungfrau!), ich selbst zweimal – sie waren alle vom Footballteam. Die Trainer müssen davon gehört haben, sie haben uns jedenfalls total zusammengestaucht.« Diese Freude, sich über geltende Regeln des sexuellen Verhaltens hinwegzusetzen, schuf eine zusätzliche Verbindung zwischen Vater und Sohn. Jack erzählte auch Geschichten über Eroberungen seines Vaters. Einmal habe Joe eine Freundin seiner Schwester ins Bett ziehen wollen, und als er seine Kleider ablegte, habe er ihr ins Ohr geflüstert: »Was jetzt kommt, wirst du nie vergessen.« Und Besucherinnen in Palm Beach oder Hyannis Port warnte Jack mit einem Lächeln: »Verschließt die Schlafzimmertür. Der Botschafter schleicht nachts gern herum.«

Natürlich verletzten Joes sexuelle Eskapaden seine Frau. Rose nahm im Familienkreis selbst an den leisesten Anspielungen Anstoß. In ihrem Hause und in Gegenwart der Kinder verbat sie sich frivole Verharmlosungen ehelicher Untreue. Doch Jack und seine Geschwister standen in diesem familiären Konflikt mehr auf der Seite ihres Vaters. Sie akzeptierten seine Frauengeschichten in Palm Beach oder Hyannis nicht nur, sie förderten sie sogar, solange sie sich nicht im Haus abspielten. Das zeigt die Erinnerung einer Dame der Washingtoner Gesellschaft an eine Episode aus den vierziger Jahren. Die Söhne Joe jr., Jack und Robert Kennedy hätten sie an ihren Tisch in einem noblen Restaurant gebeten und davon gesprochen, daß Joe für einige Tage in die Stadt komme und »weibliche Begleitung braucht. Sie fragten mich allen Ernstes, ob ich nicht jemanden wüßte«. Einen Gegensatz zwischen privatem Vergnügen und Dienst an der Öffentlichkeit mußte es in den Augen aller männlichen Kennedys nicht geben.

Jack, so erinnert sich eine Journalistin, habe »nicht einen Finger krumm machen müssen, um Frauen auf sich aufmerksam zu machen. Sie flogen auf ihn in Massen«. Das Herbsttrimester 1940 verbrachte Jack in Stanford. Dort besuchten, anders als in Harvard, Männer und Frauen die Vorlesungen gemeinsam. Jack schrieb an Lem Billings: »Kann mich noch nicht daran gewöhnen, daß hier auch Frauen im Hörsaal sitzen, aber ich nehme sie auf meine Art. Ich werde mir eine aus der Herde herausgreifen und ihr kurz mein Brandeisen aufdrücken, aber ich gehe behutsam vor, damit ich hier nicht als ›Beast of the East‹ bekannt werde.« Dabei war

Zurückhaltung eigentlich nicht seine Sache. Er hatte so viele Frauen, daß er ihre Namen nicht mehr wußte. Mit »Hallo, Kleine« grüßte er geistesabwesend seine gerade aktuelle Liebe. Unzählige, zum Teil erfundene, großenteils aber halb oder ganz wahre Geschichten kursieren über seine sexuellen Eskapaden. »Wir haben nur eine Viertelstunde«, soll er zu einer schönen Studentin gesagt haben, die er 1960 während einer Wahlkampfpause in sein Hotel einlud. Und: »Ich wünschte, wir hätten Zeit für ein bißchen Vorspiel« zu einer anderen Schönen in den fünfziger Jahren. Ein Freund zitiert Jacks beliebtesten Spruch: »Slam, bam, thank you, ma'am.« Einer Freundin erschien Jack so »triebhaft wie Mussolini. Stellen Sie sich an die Wand, Signora, wenn Sie fünf Minuten Zeit haben – so diese Sachen«. Auf einer Party in New York fragte er den Künstler William Walton, mit wie vielen der anwesenden Damen der Gesellschaft dieser geschlafen habe. Als Walton ihm »eine ehrliche Zahl« nannte, sagte Jack: »Oh, ich beneide dich.« Waltons Bemerkung: »Na, ich war halt früher hier als du«, quittierte Jack mit: »Ich werde dich einholen.«

JACKS UNBEKÜMMERTE ART fand ein neues Betätigungsfeld, als sein Vater ihn und Billings auf eine ausgedehnte Europareise schickte. Sein Freund konnte die Reise nicht selber zahlen, also übernahm Jack die Kosten. Solche Reisen, ein Muß für junge Leute der guten Gesellschaft, waren gedacht als Erweiterung der schulischen Bildung, die sie auf den besten Colleges Amerikas bekamen. Man mußte die bedeutendsten Orte Westeuropas einfach gesehen haben. Jack und Lem besuchten unzählige Baudenkmäler und ließen kein größeres Museum aus. Wichtiger jedoch wird der Effekt gewesen sein, den diese Reise auf Jacks Interesse an der Außenpolitik hatte. Das Tagebuch, das er während der zweimonatigen Reise führte, ist zu großen Teilen ein laufender Kommentar zu politischen Ereignissen und Nationalcharakteren.

Die erste Station war Frankreich, wo sie den Juli verbrachten. Man reiste in einem Kabriolett, das Jack auf der SS *Washington* mit über den Atlantik gebracht hatte. Wann immer sich Gelegenheit bot, sprach er mit Franzosen über die aktuellen Ereignisse. Er versuchte herauszufinden, was sie über Roosevelts New Deal und die Entwicklung in Europa dachten; wie sie die Gefahr einschätzten, daß Nationalsozialisten

oder das faschistische Italien einen neuen Krieg anzetteln würden. Seine Gesprächspartner, notierte Jack, mochten Roosevelt, »aber die Art, wie er regiert, würde in einem Land wie Frankreich kaum Erfolg haben, weil man hier offenbar nicht in der Lage ist, ein Problem als Ganzes zu sehen. Sie mögen [den Ministerpräsidenten Léon] Blum nicht, weil er ihnen ihr Geld wegnimmt und es anderen Leuten gibt – für einen Franzosen ist das très mauvais. Allgemein hat man den Eindruck, daß es in der nächsten Zukunft keinen Krieg geben wird und daß Frankreich viel zu gut gegen Deutschland gewappnet ist. Außerdem ist fraglich, ob das Bündnis zwischen Deutschland und Italien hält.«

»Typisch für die Franzosen ist«, notierte er in seinem Tagebuch, »ihr saurer Atem und daß sie keine Badewannen haben.« Noch ärgerlicher war er über die Gewohnheit, amerikanische Touristen auszunehmen, wie sie nur konnten. »Die Franzosen sind ein ziemlich primitives Volk.« Die Spanier gefielen ihm auch nicht besser. Die Geschichten über die Grausamkeiten des Bürgerkriegs, die sie in Frankreich von Flüchtlingen gehört hatten, erschienen den Freunden genau dann glaubhaft, als sie in Biarritz einen Stierkampf besuchten. »Sehr interessant, aber sehr grausam«, notierte Jack, »diese Südländer scheinen am glücklichsten zu sein, wenn sie brutale Szenen sehen. Besonders lustig scheinen sie es zu finden, wenn die Pferde mit aufgeschlitzten Bäuchen, aus denen die Eingeweide hervorquellen, aus der Arena laufen.« Die Italiener wiederum machten einen besseren Eindruck auf Jack. »Die Straßen bei ihnen sind belebter und lebendiger als in Frankreich – das ganze Volk scheint sympathischer zu sein. Anscheinend tut ihnen der Faschismus gut«, schrieb er nach zwei Tagen in Italien. Ein paar Tage später aber klagte er, daß »die Italiener die lautesten Menschen sind, die es gibt – sie mischen sich in alles ein, und sei es nur, wenn Billings sich die Nase putzt.« Als sie Italien verließen, fand Jack, daß die Italiener nicht weniger hinter ihrem Geld her waren als die Franzosen. Die Deutschen waren noch schlimmer. Die Freunde hatten ein paar deutsche Anhalter in Italien mitgenommen, fanden sie zunächst ganz nett, fühlten sich dann aber von der Überheblichkeit der Deutschen, die fast an Verachtung für die Amerikaner grenzte, abgestoßen. »Wir fühlten uns furchtbar in Deutschland«, erinnerte sich Billings, »und dieses ganze Heil-Hitler-Zeug. ... Sie sind unheimlich arrogant – das ganze Volk

ist arrogant – alles, was die Deutschen denken, ist arrogant: daß sie sich uns überlegen glauben und das zeigen wollten.« – »Wir haben scheußliche Erfahrungen gemacht. Die Deutschen waren so hochnäsiger und selbstsicher.« Jack und Lem machten sich darüber lustig, sie antworteten auf »Heil Hitler« mit »Hi ya, Hitler« und rissen ihre Arme hoch.

Mehr als diese negativen Eindrücke interessierten Jack die aktuellen Beziehungen zwischen den Ländern Europas und der mutmaßliche Verlauf der kommenden Ereignisse. Und er begriff auf dieser Reise, wie leicht man sich eine falsche Vorstellung von den politischen Problemen macht, wenn man sich nur auf persönliche Eindrücke verläßt und sich nicht wirklich informiert. Damit distanzierte er sich von seinem Vater, der die weite Welt in erster Linie nach seinem persönlichen Bild beurteilte.

Was die internationalen Beziehungen und die Zukunft Europas anging, wurde Jack klar, daß sich die nationalen Rivalitäten zwischen England, Frankreich, Italien, Deutschland und Rußland im spanischen Bürgerkrieg am deutlichsten erkennen ließen. England wollte nicht, daß das Mittelmeer »ein faschistisches Meer« wurde. Wie weit England oder die anderen Länder gehen würden, um ihre jeweiligen Interessen durchzusetzen, war die eigentliche Frage. Die rivalisierenden Staaten schienen sich so kompromißlos gegeneinander zu verhalten, daß Jack einen neuen Krieg für wahrscheinlich hielt. Er fragte sich, was das größere Übel wäre, Faschismus oder Kommunismus. Aber welche Vorteile das eine System vor dem anderen haben mochte, für Jack stand fest, daß »der Faschismus die Sache Deutschlands und Italiens ist, der Kommunismus zu Rußland gehört und die Demokratie zu Amerika und England.«

Es ist immerhin bemerkenswert, daß Jack der isolationistischen Einstellung seines Vaters und der meisten Amerikaner nicht folgen wollte, obwohl er Franzosen, Deutsche, Italiener und Spanier als so beleidigend empfunden hatte. Vielleicht suchte er nach einem Weg, sich von seinem großen Bruder abzugrenzen. Auf jeden Fall wird ihm die Europareise das befriedigende Gefühl gegeben haben, daß es mehr darauf ankommt, sich ein unabhängiges Urteil zu bilden, als sich nur an die Klischees zu halten, die im Umlauf waren. Er begriff, daß trotz der räumlichen und politischen Entfernung zwischen den Vereinigten Staaten und Europa die Lage dort erhebliche Auswirkungen auf den ganzen amerikanischen

Kontinent haben würde. Seine Neigung, sich den Dingen analytisch zu nähern und Erklärungen für die jeweiligen Verhältnisse zu suchen, gewann die Oberhand über Gefühle der Abwehr und der Feindseligkeit, die seiner Meinung nach das Bild bestimmten, das sich Isolationisten wie sein Vater von der Welt machten.

Die Reise stärkte auch Jacks Sinn für seinen privilegierten Status. Zum Abschluß fuhren die beiden Studenten nach Großbritannien, wo Vater Joe verschiedene Aufenthalte auf englischen und schottischen Adelsitzen arrangiert hatte. »Ein riesiges Schloß mit wunderbar möblierten Räumen«, schwärmte Jack von der Residenz von Sir Paul Latham in Sussex. Auch das Anwesen des schottischen Adligen Sir James Calder beeindruckte Jack und Lem sehr. Sie verbrachten ihren Besuch mit Angeln und der Jagd auf Kaninchen und Moorhühner. Für Jack war der Lebensstil dieser britischen Aristokraten nicht so weit entfernt von dem seines Vaters. Als Joe von Juli 1934 bis September 1935 Vorsitzender von Roosevelts Securities and Exchange Commission war, bewohnte er ein luxuriöses Landhaus auf einem fünfzig Hektar großen Grundstück in Maryland, eine halbe Stunde von Washington entfernt. Das Haus mit nicht weniger als dreiunddreißig Zimmern war von einem Chicagoer Geschäftsmann, dem Multimillionär Samuel Klump Martin III, gebaut worden und konnte es mit den prächtigen Wohnsitzen der englischen Aristokratie aufnehmen. Das Wohnzimmer hatte die Größe eines Hotelfoyers, das Esszimmer war nach dem Vorbild eines Speisesaals von König James I. von England erbaut, das Hauskino hatte hundert Plätze.

In den Jahren 1937/38 sah Jack, nunmehr im Alter von zwanzig Jahren, sich und seine Familie als eine Art amerikanischen Adel. Als er im September in die Staaten zurückkehrte, erfuhr er, daß die Zeitschrift *Fortune* eine Titelgeschichte über seinen Vater gebracht hatte, der seit März die neu geschaffene U.S. Maritime Commission leitete. Im Herbsttrimester konnte dann Jack als persönlichen Sieg verbuchen, daß er eine Einladung in den Spee Club erhielt, einen der acht Eliteclubs in Harvard, denen nur etwa hundert von über tausend Studenten des Studienjahrs 1940 angehörten. Es war eine Ehre, die weder seinem Vater noch Joe jr. zuteil geworden war. »Das war ein Statussymbol für ihn, endlich waren die Kennedys gut genug«, so ein Studienkollege.

Im Dezember 1937 wurde Joseph »Joe« Kennedy von Präsident Roosevelt zum Botschafter in Großbritannien ernannt, dem prestigereichsten diplomatischen Posten, den Amerika zu vergeben hatte. Mit dieser Berufung eines irischen Amerikaners, der sich hochgearbeitet hatte, zu seinem Gesandten wollte Roosevelt sich demonstrativ von der konservativen englischen Regierung abgrenzen, deren Appeasement-Politik gegenüber Hitlerdeutschland nicht nach seinem Sinn war.

Unabhängig von den politischen Absichten, die der Präsident mit der Ernennung verbunden haben mochte, für Joe und seine Familie bedeutete dies einen außerordentlichen Zuwachs an Prominenz. »In dem Augenblick, als die Berufung angeboten wurde«, sagte Rose, »nahm Joe an. Darauf hatte er seit langem gewartet.« Er hatte allerdings auch vorgearbeitet und sich bei Roosevelt selbst ins Spiel gebracht. Als der Präsident ihn zunächst zum Wirtschaftsminister machen wollte, sagte Joe zu Roosevelts Sohn James: »Ich möchte nach London, das ist der einzige Platz, wo ich hingeh.« Warum der Kennedy so versessen sei auf den Posten in London, fragte Innenminister Harold Ickes Thomas Corcoran, einen Insider im Weißen Haus. »Sie verstehen die Iren nicht«, gab der zur Antwort, »London war ihm immer verschlossen. Wenn er als Botschafter der Vereinigten Staaten dorthin kommt, öffnen sich ihm alle Türen.« Joe war sich nicht sicher, wie lange er den Posten behalten würde, daher sagte er zu einem Bediensteten: »Kaufe nicht zu viel für unser Gepäck ein. Wir wollen nur die Familie ins Social Register hineinbekommen, dann kehren wir zurück.« Mit Joes Ernennung bot sich für Jack die Chance, Zugang zur englischen High Society zu finden. Im Juli 1938, am Ende seines zweiten Jahres an der Universität, reiste er nach London, um den Sommer über an der amerikanischen Botschaft zu arbeiten. Der Grund dafür war weniger die Arbeit selbst als das aufregende gesellschaftliche Leben. Er wurde in der englischen Aristokratie mit großer Herzlichkeit aufgenommen, und in Salons, bei Bällen, Tanzveranstaltungen, Regatten, Rennen und all den anderen sommerlichen Ritualen des Adels war er gerngesehener Gast.

Im August, mitten in der Sudetenkrise, kehrte er nach Harvard zurück. Der Sommer in Europa hatte seine Phantasie beflügelt, und er war entschlossen, dorthin zurückzukehren. Er erreichte bei seinen Tutoren, daß

er im Herbsttrimester 1938 sechs Kurse belegen und dann im Frühjahr ein Freisemester nutzen konnte, um in Europa über zeitgenössische politische Fragen zu arbeiten. Außerdem verpflichtete er sich, Material für seine Senior Thesis über einige Aspekte des internationalen Rechts und der Geschichte der internationalen Beziehungen zu sammeln – beides Themengebiete, die er als seine speziellen Interessen auswies. Er hatte seine Lehrer dadurch beeindruckt, daß er von einem C- zu einem B-Studenten geworden war und in seinen Kursen zur politischen Wissenschaft hervorragend abschnitt.

Großen Eindruck machte Jack auf Professor Arthur Holcombe, dessen Kurs »Regierungspolitik 7« sich mit Innenpolitik, insbesondere mit der Arbeit des Kongresses beschäftigte. Holcombe »versuchte ..., Regierungspolitik wissenschaftlich zu behandeln«. Die Studenten sollten sich mit einem Abgeordneten näher beschäftigen und dessen Vorgehensweise untersuchen. Jack befaßte sich, auf Holcombes Anweisung, mit Bertram Snell, einem Republikaner aus dem Staat New York, der in der Hauptsache die Interessen der Elektrizitätswirtschaft seiner Region vertrat. Holcombe bescheinigte Jack, daß er »hervorragende Forschungsarbeit« geleistet habe und »sein Abschlußbericht ein Meisterstück« gewesen sei. Freilich hatte Jack, wie Holcombe wußte, gewisse Vorteile: »In den Weihnachtsferien fährt er nach Washington, sucht ein paar Freunde seines Vaters auf und hat so einen zusätzlichen Draht zu seinem Kongreßabgeordneten und zum Kongreß.« Am Ende des Herbsttrimesters entschloß sich Jack, im Februar 1939 nach Europa zu reisen. Doch bevor er an Bord des Luxusliners ging, stürzte er sich mit seiner aktuellen Freundin in den Karneval von New Orleans.

Das Ansehen seines Vaters in der Öffentlichkeit hatte etwas gelitten, als er sich im Herbst 1938, im Vorfeld des Münchener Abkommens, für die Befriedungspolitik von Premierminister Neville Chamberlain aussprach. Jack selbst nahm keinen Anstoß an der Erklärung seines Vaters und sorgte sich auch nicht um den Ruf der Familie. Selbst wenn die Verteidigung Chamberlains »im Hinblick auf die Juden usw. nicht so gut ankam«, schrieb er seinen Eltern, »so wurde sie doch von allen, die keine entschiedenen Antifaschisten sind, für gut befunden«. Ein neues Stück, das er in New York sah und das verschiedentlich auf die Kennedys Bezug

nahm, amüsierte ihn köstlich. »Es ist ausgesprochen lustig«, berichtete er im gleichen Brief, »und bei den Witzen über uns wird am meisten gelacht, was auch immer das bedeuten mag.«

In London dann hatte er wieder »viel Spaß«, wie er Billings schrieb. Er sah den König »bei einer Levée am Hof. Sie findet morgens statt, und man trägt Frack. Der König steht da & man tritt vor und verbeugt sich. Traf auch Queen Mary und trank Tee mit Prinzessin Elizabeth und verbrachte viel Zeit mit ihr. Donnerstagabend – gehe zum Hof in meinen neuen, bis zum Schritt eng geschnittenen Reithosen aus Seide, in denen ich mächtig attraktiv aussehe. Freitag fahre ich nach Rom, J. P. soll Roosevelt bei der Papstkrönung vertreten.«

Bei dieser Gelegenheit empfing sein jüngster Bruder Teddy seine Erste Kommunion aus der Hand des neuen Papstes Pius XII., »das erste Mal seit Jahrhunderten, daß ein Papst so etwas macht«. Bei einer privaten Messe teilte er das Sakrament auch an Joe, Jack und dessen Schwester Eunice aus, »und alles in allem war das sehr eindrucksvoll«. Bei allem Nutzen, den er aus seiner privilegierten Stellung zog, bewahrte er seine Unabhängigkeit und verlor den Blick nicht für die komischen Seiten des sozialen Aufstiegs seiner Familie. An Billings schrieb er: »Sie wollen Dad den Titel eines Herzogs geben der erblich ist und auf die ganze Familie übergeht und ich werde dann Herzog John von Bronxville sein und wenn Du genügend nervst werde ich Dich vielleicht adeln.« (Joe hatte jedoch ein Gespür für die Grenzen dessen, was ein amerikanischer Gesandter tun könne und dachte nicht daran, den Kongreß um die für eine Adligsprechung notwendige Erlaubnis zu fragen.)

Doch berichtete Jack nicht nur über seine gesellschaftlichen Triumphe. Seine Briefe an den Freund und an den Vater in London waren voller Einzelheiten über die deutschen Absichten in Polen und die mutmaßlichen Reaktionen Großbritanniens, Frankreichs, Rußlands, Rumäniens und der Türkei. Er fühlte sich im Zentrum des Sturms, als er im Mai nach Danzig und Warschau reiste, wo er mit offiziellen politischen Vertretern der Nazis und der Polen sprach. Er fuhr weiter nach Leningrad, Moskau, Kiew, Bukarest, in die Türkei, nach Jerusalem, Beirut, Damaskus und Athen. Wohin er auch kam, überall wurde er von den diplomatischen Vertretungen der Vereinigten Staaten als wichtige Persönlichkeit behan-

delt, er hielt sich in einer Reihe von Botschaften auf und sprach mit höheren Diplomaten wie dem Botschafter Anthony Biddle in Warschau und Charles E. Bohlen, dem zweiten Botschaftssekretär in Moskau.

Den August verbrachte Jack mit Reisen nach England, Frankreich, Deutschland und Italien, um weitere Informationen für seine Abschlussarbeit zu bekommen. Zusammen mit Torbert MacDonald, seinem Mitbewohner in Harvard, der ihn in England besucht hatte, erlebte er in München unangenehme Momente, als SA-Leute das britische Nummernschild seines Wagens bemerkten. Gegen den Rat der US-Botschaft in Prag arrangierte Joe einen Besuch von Jack in der Tschechoslowakei. Der Diplomat George F. Kennan, damals Gesandtschaftssekretär, erinnert sich, wie »erzürnt« die Botschaftsangehörigen waren, als sie von der Bitte erfuhren. Joe Kennedys Sohn »hatte keinen offiziellen Status und war in unseren Augen ein Emporkömmling und ein Ignorant. Die Vorstellung, daß er etwas lernen oder berichten konnte über die Zustände in Europa, was wir ... noch nicht berichtet hatten, schien ... absurd. Daß Leute, die viel zu tun hatten, ihre Zeit dafür opfern sollten, eine Tour für ihn zu organisieren, regte uns auf«. Jack sah das anders, er war der Meinung, daß ein direkter Eindruck von Prag, das nun unter der Kontrolle der Nationalsozialisten stand, wertvoll für ihn war; er fand zudem, daß ihm dieser Besuch zustand, und reagierte nicht weiter auf die Klagen der Botschaft.

Jack, der gerade in diesem Lebensabschnitt die angenehmen Seiten des Lebens mit den ernsten zu verbinden wußte, verbrachte einen Teil des Monats August an der französischen Riviera. Seine Familie hatte in Antibes eine Villa für den Sommer gemietet. Er schloß Freundschaft mit Marlene Dietrich, tagsüber ging er mit ihrer Tochter schwimmen und abends mit der Diva tanzen.

Im September fanden die guten Zeiten schlagartig ein Ende, als Hitler in Polen einfiel und die Briten und Franzosen Deutschland den Krieg erklärten. Mit seinen Eltern, seinem Bruder Joe und seiner Schwester Kathleen saß Jack auf der Zuschauertribüne des englischen Parlaments, um zu sehen und zu hören, wie Premierminister Neville Chamberlain und die Mitglieder des Parlaments, darunter Winston Churchill, Großbritanniens Entscheidung für den Krieg begründeten. Churchills Rede, die ein Beispiel für die enorme rhetorische Kraft war, mit der er die

Nation in den dunkelsten Zeiten des Krieges aufrütteln sollte, hinterließ einen unvergänglichen Eindruck auf Jack. Für Joe war der Ausbruch des Krieges eine Katastrophe ohnegleichen. Er hatte Tränen in den Augen, als Chamberlain erklärte: »Alles, woran ich in meinem politischen Leben geglaubt habe, liegt in Trümmern.« In einem Telefongespräch mit Roosevelt klagte der untröstliche Joe Kennedy: »Das ist das Ende der Welt ... das Ende von allem.«

Jack bekam nun seine ersten Lektionen in handfester Diplomatie und wurde von seinem Vater nach Glasgow beordert. Dort sollte er sich um über zweihundert amerikanische Bürger kümmern, die von einem britischen Zerstörer aufgenommen worden waren, nachdem ein deutsches U-Boot das Linienschiff, auf dem sie von Liverpool nach New York unterwegs gewesen waren, versenkt hatte. Über hundert Menschen waren umgekommen, darunter achtundzwanzig US-Bürger. Die überlebenden Amerikaner waren entsetzt, als sie hörten, sie sollten an Bord eines amerikanischen Schiffes gehen, das ohne Geleitschutz fahren sollte. Jacks Versicherungen, Präsident Roosevelt und die Botschaft vertrauten darauf, daß Deutschland kein amerikanisches Schiff angreifen werde, überzeugten sie nicht. Jack empfahl seinem Vater, auf die Forderung der Passagiere einzugehen, aber Joe hielt das für überflüssig. Schließlich wurden sie von einem amerikanischen Frachter ohne Geleitschutz nach New York zurückgebracht. Jack selbst flog zurück in die USA, um sich wieder der Universität zu widmen.

Seine Reisen hatten Jack und sein Denken unabhängiger gemacht, seine Neigung zum Skeptizismus hatte sich verstärkt. Wie sehr es ihm darauf ankam, sich eine eigene Meinung zu bilden, zeigt ein Leitartikel in der Campuszeitung *Crimson*, den er im Oktober 1939 schrieb. Er ging davon aus, daß »hier alle bereit sind, für den letzten Engländer zu kämpfen«, und wandte sich dann gegen diese Einstellung. Seine Argumente waren im wesentlichen die gleichen, die sein Vater hinter den Kulissen Präsident Roosevelt und dem Außenministerium vortrug. Teils aus Loyalität zu seinem Vater, teils, weil er Vergnügen daran fand, sich gegen die Mehrheitsmeinung zu stellen, aber auch um seine besonderen Kenntnisse der internationalen Lage unter Beweis zu stellen, plädierte er für Verhandlungen über ein schnelles Ende der Kämpfe. Der US-Prä-

sident solle in solchen Verhandlungen vermitteln. Um ein Abkommen zu erwirken, so Jacks Argument, sei eine dritte Partei notwendig, und »der Präsident ist fast verpflichtet, sein Amt dafür einzusetzen, daß der Frieden zustande kommt«. Er war der Auffassung, daß sowohl Deutschland als auch England eine Verständigung wünschten. Das hieße zwar, Polen zu opfern, aber Großbritannien und Frankreich würden vor einer wahrscheinlichen Niederlage bewahrt bleiben. Um diesem Frieden eine »solide Grundlage« zu geben, müsse man Deutschland in Osteuropa wirtschaftlich »freie Hand« lassen und auf seine kolonialen Ansprüche eingehen. Als Gegenleistung müßte Hitler abrüsten, was Jack für erreichbar hielt.

Sein Interesse an Politik schlug sich auch in seinem Studium nieder. Im Herbst 1939 belegte er vier Kurse in Regierungspolitik und beschäftigte sich dort vor allem mit der aktuellen internationalen Situation. »Der Krieg hat mein Denken ganz auf die internationalen Beziehungen gelenkt«, sagte er später, »in der Welt mußte man zusammen auskommen.« Außer einem Kurs bei Payson S. Wild über internationales Recht besuchte er Lehrveranstaltungen über modernen Imperialismus, Grundsätze der Politik und vergleichende Politikwissenschaft: bürokratische Herrschaft, konstitutionelle Regierung und Diktatur. Einige Referate über die Seerechte neutraler Staaten in Kriegszeiten, die Jack in Wilds Kurs vortrug, ließen Wild vermuten, Jack würde Anwalt werden. Jacks Interesse jedoch galt den Fragen der politischen Macht, den Unterschieden politischer Systeme, der unterschiedlichen Anziehungskraft von Faschismus, Nazismus, Kapitalismus, Kommunismus und Demokratie. Besonders beschäftigte er sich damit, wie sich in der internationalen Politik Rhetorik und reales Handeln unterscheiden ließen, wie sich die Ideale des internationalen Rechts zu den harten Tatsachen verhielten, die das reale Handeln der Völker bestimmte.

DAS WICHTIGSTE RESULTAT von Jacks Reisen und seinen Studien war seine *Senior Thesis*, die Abschlußarbeit über die Voraussetzungen der britischen Appeasement-Politik. Für diese Arbeit kamen ihm noch einmal alle Privilegien zugute, die der gesellschaftlichen Stellung seiner Familie entsprangen. So hatte er während der Weihnachtsferien 1939 in Palm Beach Gele-

genheit, mit Lord Lothian zu sprechen, dem britischen Botschafter, der im Haus seines Vaters in Florida zu Gast war. Der Stellung seines Vaters in London verdankte er die unschätzbare Hilfe von James Seymour: Der Pressesekretär der amerikanischen Botschaft schickte ihm politisches Material und Veröffentlichungen der britischen Parteien, die er in den Vereinigten Staaten nicht bekommen konnte. Und er hatte die finanziellen Mittel, um Schreibkräfte anzustellen, ohne die er nicht rechtzeitig zum Abgabetermin fertig geworden wäre.

Mit Seminarpapieren und der Abschlußarbeit hatte er seine Fähigkeit zur wissenschaftlichen Arbeit bewiesen. Doch über den Anlaß hinaus galt sein eigentliches Interesse den aktuellen politischen Ereignissen – insbesondere der Frage, wie es dazu kommen konnte, daß sich Großbritannien nun schon wieder in einen Krieg verwickelt fand, der wahrscheinlich ebenso verheerende Folgen haben würde wie der Erste Weltkrieg, der bis dahin schlimmste Krieg in der Geschichte, der gerade zwanzig Jahre zurücklag. War es eine Eigenart des demokratischen Systems, war es in seiner Struktur für dieses Versagen verantwortlich oder waren Kräfte am Werk, die sich der Kontrolle jeder Regierung entzogen hätten? Jack hatte nur drei Monate Zeit, um seinen Text zu schreiben, und er stürzte sich mit derselben Entschlossenheit in die Arbeit, die er bewiesen hatte, als er in die Football- und Schwimmannschaften von Harvard aufgenommen werden wollte. Einige Freunde aus Harvard erinnerten sich, wie er in die Bibliothek des Spee Club stürzte. Sie machten sich lustig über sein »Buch«, über seine Ernsthaftigkeit und seinen Anspruch, ein bahnbrechendes Werk zu schreiben. »Wir rissen ständig unsere Witze«, sagte einer von ihnen, »weil er die ganze Zeit mit einer derart wichtigen Miene herum lief und von nichts anderem redete als von seiner berühmten Examensarbeit. Wir konnten es nicht mehr hören, und schließlich hielt er den Mund.«

Seymour erwies sich als äußerst zuverlässiger Forschungsassistent, der nicht nur erreichte, daß die Parteibüros das Material herausrückten, um das Jack gebeten hatte, sondern sich auch im Chatham House, bei der Oxford University Press und im Lesesaal des Britischen Museums auf die Jagd machte nach Büchern und Artikeln, die schließlich mit dem diplomatischen Gepäck nach Amerika geschickt wurden.

Die Arbeit mit dem Titel »Appeasement in München« und dem etwas schwerfälligen Untertitel »Das unvermeidliche Resultat der zu langsamen Wendung der britischen Demokratie von der Abrüstungspolitik zu einer Politik der Wiederaufrüstung«, 148 Seiten stark, schrieb Jack innerhalb von zwei Monaten, wobei, wie vorauszusehen war, Schreib- und Organisationsprobleme auftraten und auch das argumentative Ziel der Arbeit nicht ganz klar wurde. Vier Fakultätsmitglieder haben sie begutachtet. »Schlecht geschrieben«, aber »eine fleißige, interessante und intelligente Diskussion eines schwierigen Gegenstands« befand Professor Henry A. Yeomans, bewertete die Arbeit dennoch mit magna cum laude, der zweithöchsten Note. Professor Carl J. Friedrich äußerte sich kritischer: »Die grundlegenden Prämissen nicht erklärt. Viel zu lang, umständliche Diktion, Wiederholungen. Bibliographie präventios und unvollständig. Der Titel sollte heißen »Britische Rüstungspolitik bis München«. Analyse in bezug auf München unklar. ... Viele Schreibfehler. Fehlerhaftes Englisch.« Zu den positiven Seiten der Arbeit sagte er: »Die Arbeit zeigt wirkliches Interesse und Fleiß, allerdings wären Straffungen hilfreich gewesen.« Er bewertete die Arbeit mit cum laude plus, eine Note schlechter als Yeomans.

Bruce C. Hopper und Payson Wild, die Jack betreut haben, urteilten positiver. Aus späterer Sicht bezeichnete Wild seinen Studenten als »einen gründlichen Denker und echten Intellektuellen«, dessen Abschlußarbeit »die üblichen«, aber keine »großen Schwächen« gehabt habe. Als Hopper die Arbeit vierundzwanzig Jahre später noch einmal las, war er »immer noch angetan von der Reife des Urteils, mit der er seinem Alter deutlich voraus war, den gelungenen Formulierungen und der würdevollen Präsentation«.

Wäre John Kennedy keine weltweit berühmte Persönlichkeit geworden, hätte sich für seine Abhandlung kaum jemand interessiert. Aber sie enthält viele Hinweise auf die Entwicklung seiner außenpolitischen Interessen und Orientierungen und wurde darum viel diskutiert. Zwei Dinge fallen besonders auf: zunächst Jacks nicht sonderlich erfolgreiches Bemühen um eine wissenschaftliche oder objektive Geschichtsschreibung, und schließlich sein Versuch, aus der Unfähigkeit der Briten, mit der deutschen Militärmacht Schritt zu halten, Lehren für Amerika zu ziehen.

Es ging ihm nicht darum, die Premierminister Stanley Baldwin und Neville Chamberlain zu verurteilen oder zu entschuldigen. Er wollte verstehen, was geschehen war. Doch hat er die Schwierigkeiten, eine derartige Objektivität zu erreichen, wohl doch unterschätzt. Die Arbeit ist in der Tat eine interessante Analyse der Gründe, die die Briten in München zurückweichen ließen, aber sie wird unter der Hand zu einer Verteidigung von Baldwin, Chamberlain und der Appeasement-Fraktion. Die Briten hätten es in den dreißiger Jahren nicht geschafft, eine angemessene Politik der Wiederaufrüstung zu betreiben, und seien deswegen, so Jacks These, zu ihrer Befriedungspolitik in München gezwungen gewesen. Dieses Scheitern sei nicht in erster Linie auf eine schwache Führung durch die beiden Premiers zurückzuführen, sondern auf den Widerstand in der Bevölkerung, der von Pazifisten, Befürwortern einer Sicherheitspolitik unter Führung des Völkerbunds, Gegnern umfangreicherer Staatsausgaben und kurzichtigen Innenpolitikern ausging, die engherzige Eigeninteressen über die nationalen Belange gestellt hätten.

Wer auch nur ungefähr wußte, wie Joe Kennedy die Politik von Chamberlain und seine Haltung in München unterstützt hatte, der konnte nicht übersehen, daß die Arbeit auch eine Verteidigung von Joes kontroverser Position ist. In einem privaten Gespräch soll Carl J. Friedrich gesagt haben, Jacks Arbeit könne gerade so gut den Titel tragen: »Während Papa schlief.« Gleichwohl wird man Jacks zentralem Argument nicht gerecht, wenn man die Arbeit nur als eine Reaktion auf Joes Kritiker betrachtet. Im Anschluß an Alexis de Tocqueville, der bereits hundert Jahre zuvor bezweifelt hatte, ob eine Regierung durch das Volk tatsächlich in jeder Situation eine wirkungsvolle Außenpolitik betreiben kann, zeigt Kennedy, daß es Demokratien schwerer haben als Diktaturen, die notwendigen Ressourcen für ihre Verteidigung zu mobilisieren. Nur wenn die Angst um das nationale Überleben allgemein verbreitet ist, können Demokratien wie Großbritannien oder die Vereinigten Staaten ihre Bürger veranlassen, »ihre persönlichen Interessen zugunsten des größeren Ziels hintanzustellen. Mit anderen Worten, jede Gruppierung [in Großbritannien] wollte die Wiederbewaffnung, aber keine war bereit, ihre privilegierte Position zu opfern. Diese 1936 vorherrschende Einstellung hatte auf die Ereignisse 1938 in München einen fatalen Einfluß«.

Jack betrachtete seine Examensarbeit als eine Warnung und als eine Aufforderung an die Amerikaner, aus den Fehlern der Briten zu lernen. »In der unbekümmerten Auffassung, daß die Demokratie die beste Staatsform sei, ... liegt die Gefahr. Warum ist eigentlich das demokratische System besser? ... Es ist besser, weil es die volle Entwicklung des Menschen als Individuum möglich macht. Aber ... das zeigt nur, daß die Demokratie eine ›angenehmere‹ Form der Regierung ist – doch nicht, daß sie die beste ist, um mit den gegenwärtigen Problemen auf der Welt fertig zu werden. Es ist wunderbar, in einer Demokratie zu leben, aber ihre Schwächen sind groß. Wir wollen sie uns hier erhalten. Aber wenn wir das wirklich wollen, müssen wir die Dinge realistischer betrachten, als wir dies bis jetzt tun.« Dieser unsentimentale Realismus sollte, auch wenn er sich nicht immer daran hielt, die Reaktionen des späteren Präsidenten auf globale Herausforderungen prägen.

Die Zuspitzung der internationalen Lage ermutigte Jack, seine Abschlußarbeit als Buch zu veröffentlichen. Es war ungewöhnlich für einen Studenten aus Harvard, eine derartige Arbeit sofort zu publizieren. Harold Laski äußerte Joe gegenüber: »Es ist ein Buch von einem Jungen mit Köpfchen, aber es ist auch unreif, es hat keine Struktur und ist oberflächlich. Auf einer guten Universität gibt es Dutzende von Studenten, die solche Abschlußarbeiten liefern. Aber sie veröffentlichen sie nicht, weil sie wissen, daß ihre Bedeutung nur in dem liegt, was sie dabei herauskriegen, und nicht in dem, was sie zu sagen haben. Ehrlich gesagt, ich glaube nicht, daß irgendein Verlag sich für dieses Buch interessiert hätte, wenn der Autor nicht Ihr Sohn wäre und Sie nicht Botschafter gewesen wären.« Laskis Beurteilung der Arbeit mag richtig sein. Er übersieht jedoch, daß sich Millionen von Amerikanern in dieser Situation, und noch mehr nach dem Zusammenbruch Frankreichs, zunehmend bedroht sahen und sich natürlich fragten, wie Amerika angemessen reagieren konnte.

Arthur Krock, Kommentator bei der *New York Times*, dem Jack die Arbeit zu lesen gab, war der Meinung, sie habe »in vieler Hinsicht etwas Amateurhaftes, aber bestimmt nicht mehr als das, was sonst auf diesem Gebiet geschrieben wird. ... Ich sagte ihm, daraus könne ein willkommenes und nützliches Buch werden.« Und so half ihm Krock bei der stilistischen Überarbeitung und mit einem Titelvorschlag: »Warum England

schließ«, eine Anspielung auf Churchills »Während England schlief«. Er nannte Jack einen Agenten, der mit Wilfred Funk, einem kleinen Verlag, einen Vertrag abschließen konnte. Harper Brothers und Harcourt Brace hatten abgelehnt. Harpers hielt das Manuskript durch die laufenden Ereignisse für überholt, und Harcourt sah »zu geringe Verkaufsmöglichkeiten« und »die Dinge zu sehr im Fluß«, als daß ein Buch über das britische Scheitern in München in Amerika noch von großem Interesse sei.

Sie irrten sich – nicht zuletzt, weil Jack einiges umschrieb, das Ganze besser ausbalancierte und auch aktualisierte. Ihm wurde klar, daß es unter den gegenwärtigen Umständen weniger darauf ankam, etwas über die Nachteile der Demokratie zu sagen als vielmehr darüber, wie sie sich verteidigen kann. Hitlers Siege in Europa und das beklemmende Gefühl, Großbritannien könne der Aggression durch die Nationalsozialisten möglicherweise nicht standhalten, ließen es Jack angeraten sein, nicht die Schwächen der Demokratie zu betonen. Wenn es darum ging, diese außenpolitische Krise zu bestehen, mußte das Hauptaugenmerk darauf gerichtet sein, was Amerika tun konnte, um seine Sicherheit in einer gefährlichen Weltsituation zu erhalten.

Das Buch wurde fast durchweg glänzend besprochen und erreichte in den Vereinigten Staaten und Großbritannien beträchtliche Verkaufsziffern. Zugleich lieferte es den Beweis, daß sein Autor alle Voraussetzungen für eine politische Karriere besaß. Allerdings dachte zu diesem Zeitpunkt noch niemand an ein politisches Amt für den zweiten Kennedysohn, auch Jack selbst nicht. Sein Erfolg jedoch zeigte, daß er ein scharfsinniger Beobachter der Stimmungen in der Öffentlichkeit und der politischen Probleme, vor allem der außenpolitischen, war. Weder Jack noch Joe konnten ahnen, in welche Richtung sich Jacks Leben von nun an entwickeln würde, aber Joe betrachtete das Buch als einen wertvollen ersten Schritt für einen jungen Mann, um öffentlichen Einfluß zu gewinnen. Jack selbst machte sich wenig Illusionen über sein Buch. Er wußte, daß die Resonanz mehr den Umständen als seinen theoretischen und schriftstellerischen Fähigkeiten zu verdanken war.

IM SOMMER 1940 war Jack mit der Öffentlichkeitsarbeit für sein Buch, mit Interviews, Radiosendungen und Briefeschreiben beschäftigt; im übrigen

wußte er nicht so recht, was er als nächstes tun sollte. Seine Überlegungen, eventuell auf die Yale Law School zu gehen, ließ er aus gesundheitlichen Problemen zunächst wieder fallen. Er war sich auch nicht sicher, ob eine juristische Laufbahn das richtige für ihn war. Es hätte bedeutet, nicht nur weiterhin mit seinem Bruder Joe, der sich in Harvard eingeschrieben hatte, zu konkurrieren, sondern er hätte auch seine intellektuellen Interessen aufgeben müssen. Zudem machte es die weltpolitische Situation für ihn wie für Millionen andere junge Amerikaner im Jahr 1940 schwer, private Entscheidungen zu treffen. »Es herrschte ein schreckliches Vakuum in diesem Jahr«, so Lem Billings, »es war eine unangenehme Zeit für einen jungen Mann, der gerade von der Universität kam. Ich meine, was sollten wir tun? Wir waren so nahe daran, in den Krieg zu ziehen ... Man wußte nicht, was man machen sollte, wie sollte man sich da Gedanken machen, was man sein Leben lang tun würde?« Die Verabschiedung eines Gesetzes im September 1940, das den Weg für die erste Einberufung in Friedenszeiten frei machte, ließ die jungen Männer im Land ahnen, daß der Militärdienst Vorrang bekommen könnte vor ihren persönlichen Plänen.

So ging Jack im September erst einmal nach Stanford, um sich in der warmen kalifornischen Sonne auszukurieren. Der Vorsitzende des Studentenausschusses, mit dem Jack oft darüber diskutierte, was effektives Regieren sein könnte, erinnerte sich, daß Jack ihm »und anderen im fernen Westen ... erklärte, daß Krieg war, schon ein Jahr lang, und daß wir demnächst in diesen Krieg eintreten würden«. Im Dezember nahm er an einer Konferenz über die aktuellen internationalen Probleme teil, die das Institute of World Affairs in Riverside, Kalifornien, organisiert hatte. In vier Sitzungen trat er als Referent auf: »Der Krieg und die zukünftige Weltwirtschaft«, »Der amerikanische Kontinent: Verteidigungs- und Sicherheitsprobleme der westlichen Hemisphäre«, »Der Krieg und die Erhaltung der europäischen Zivilisation« und »Mögliche Friedenspläne«. Sein Interesse an den Vorgängen in Europa war mehr als nur akademischer Natur. Als Joe im Dezember 1940 von seinem Botschafterposten zurücktrat, beriet Jack den Vater, wie er sich am besten schützen konnte vor dem Vorwurf, er sei für Appeasement-Strategien eingetreten und identifiziere sich mit Chamberlains gescheiterter Politik. Vor allem überzeugte

DIE JUGEND

er den Vater davon, daß es besser sei, nichts gegen die »Lend-Lease Bill« zu unternehmen, ein Gesetz über Rüstungslieferungen an England, das Roosevelt plante, um den Briten zu helfen, die Deutschen zu schlagen.

Doch in Stanford blieb Jack nur kurz; schon Anfang 1941 war er wieder an der Ostküste, suchte einen Ghostwriter für die Memoiren seines Vaters, erwog erneut, nach Yale zu gehen und erlag dann rasch der Versuchung, wieder auf Reisen zu gehen. Zuerst gemeinsam mit seiner Mutter und seiner Schwester Eunice und dann allein bereiste er fast den gesamten südamerikanischen Kontinent. Doch außer dem entschiedenen Gefühl, etwas Besonderes zu sein und alle Möglichkeiten für Karriere und Erfolg zu haben, war wenig Konkretes in Jacks persönlichen Zukunftsvorstellungen.

Schrecken des Lebens

Große Männer und große Nationen geben sich nicht Prahlerien und Possen hin, sondern sie nehmen die Schrecken des Lebens wahr und stellen sich ihnen.

Ralph Waldo Emerson

DIE FAMILIE WAR REICH, ihre Häuser waren geräumig wie Paläste, und doch fühlte sich Jack nie zu Hause. In keinem dieser Anwesen hatte er Raum ganz für sich allein. Eine junge Frau, die ihn nach Hyannis Port begleitete, als sich die übrige Familie in Palm Beach aufhielt, »war erstaunt, als ich ihn durch das leere Haus gehen sah wie einen Eindringling, der in das Zimmer seines Vaters schaute, die Schubladen seines Kleiderschranks aufzog und hier und da Gegenstände in die Hand nahm, als hätte er sie nie gesehen«. Dies Gefühl der Heimatlosigkeit hatte sehr viel mit Jacks Mutter zu tun. Wenn Rose verreiste, war Jack jedes Mal unglücklich. Als er fast sechs war und Rose für sechs Wochen nach Kalifornien fuhr, rief er aus: »Oh, was bist du nur für eine Mutter, du verreist und läßt deine Kinder allein.« Er war wegen seines Krankenhausaufenthalts zuvor bereits lange von seinen Eltern getrennt gewesen. Und jeder weitere Abschied war wie eine Wiederkehr dieser unglücklichen Erfahrung. Die Geschäftsreisen seines Vaters hat er wohl besser ertragen, doch wenn seine Mutter wegfuhr, war dies anders. Er hat, wie er LeMoyne Billings später erzählt hat, jedesmal geweint, wenn sie eine Reise ankündigte. Das machte die Mutter unsicher und ärgerlich, und der Abstand zu ihrem ängstlichen Sohn vergrößerte sich. Jack mußte lernen, ihre Abreisen mit stoischem Gleichmut zu ertragen. Das heißt aber nicht unbedingt, daß es Jack besser gegangen wäre, wenn sie anwesend war. Ihr striktes und unbeirrbares Festhalten an rigiden Verhaltensregeln bedrängte Jack und machte ihn rebellisch.

Ein Bekannter der Familie sagte einmal: »Sie organisierte und beaufsichtigte die Familie mit der Effizienz, die sie bei den Ursulinen gelernt hatte. Sie bestand darauf, daß die häusliche Routine strikt eingehalten

wurde, und war den Lehren der römisch-katholischen Kirche mit einem hohen Maß an Idealismus ergeben.« Lem Billings fand sie »hart und zäh, bis in Kleinigkeiten hinein diszipliniert und von einer geradezu fetischistischen Hingabe an Sauberkeit, Ordnung und Etikette.« Sie verbat sich jede über das normale Maß hinausgehende Gefühlsäußerung. Nähe und Wärme, jede Art von Sensibilität machten sie mißtrauisch. »Sie war schrecklich religiös, sehr in sich zurückgezogen«, sagte Jack als Erwachsener. Im engsten Kreis beklagte er, sie habe ihm nie gesagt, daß sie ihn liebe. Jacks Freund Charles Spalding, der die Familie sehr gut kannte, beschreibt sie als »kalt und distanziert ... Wahrscheinlich hat sie dem Kind in seinem ganzen Leben nie den Kopf gestreichelt ... Das gab es nicht, man zeigt seinem Sohn nicht, daß man ihm nahe ist, daß man da ist. Sie war nicht da.« Jacqueline Bouvier Kennedy hat dem Journalisten Theodore White erzählt: »Die Geschichte machte ihn zu dem, was er war ... diesen einsamen, kranken Jungen. Seine Mutter liebte ihn nicht wirklich. ... Sie liebte es, den Leuten zu erzählen, daß sie die Tochter des Bürgermeisters von Boston war und die Frau eines Botschafters ... Sie liebte nicht ihn. ... Die Geschichte machte ihn zu dem, was er war.«

Jack reagierte mit kleinen Rebellionen. Er weigerte sich, ihren religiösen Maßstäben und ihren häuslichen Regeln zu folgen. Als sie die Kinder an einem Karfreitag dazu anhielt, für einen glücklichen Tod zu beten, sagte Jack, er werde dafür beten, daß er zwei Hunde bekomme. Oder er unterbrach Rose, wenn sie aus der Bibel vorlas, mit insistierenden Fragen. Was mit dem Esel geschehen sei, auf dem Jesus in Jerusalem auf dem Weg zu seiner Kreuzigung ritt, fragte er, und wer sich um den Esel gekümmert habe, nachdem Jesus gestorben war. Seinen Widerstand gegen Rose zeigte er auch, indem er sein Zimmer nicht aufräumte, sich nachlässig kleidete oder zu spät zum Essen kam.

Man darf darüber allerdings nicht vergessen, daß Rose eine in ihrer Entwicklung gestörte Tochter hatte, die ihr viel abverlangte. Diese Zeit ging den anderen Kindern ab und es hat ihre Möglichkeiten zu einem fröhlichen und freieren Umgang sicher eingeschränkt. Rosemary wurde 1918 mitten in einer Grippeepidemie geboren. Ob dies, eine Störung im Verlauf der Geburt oder ein genetischer Defekt Ursache ihrer Behinderung war, läßt sich nicht mehr feststellen. Als sie fünf war, konnte sie sich

nicht selbst anziehen, auch nicht alleine essen. Es ließ sich nicht leugnen, daß Rosemary in ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung schwer gestört war. Rose und Joe wollten sie nicht, wie damals üblich, in eine Anstalt geben: Sie sollte unter Roses Aufsicht in der Familie aufwachsen. Unterstützt wurde sie von einer Pflegerin und anderen Hilfskräften. Rose widmete dem Kind, so gut sie konnte, ihre ganze Liebe und Fürsorge. Auch von allen Familienmitgliedern erwarteten Rose und Joe, daß sie Rosemary so weit wie möglich als Gleiche behandelten. Die Geschwister sind auf ihre behinderte Schwester mit einer Aufmerksamkeit und Freundlichkeit eingegangen, die für ihren Charakter spricht und zeigt, wie sehr familiäre Belange von allen mitgetragen wurden.

Rosemarys Behinderung war gewiß ein Grund für Jacks ungewöhnliches Verständnis für menschliche Fehler und Schwächen. William Walton erinnert sich an »seine wunderbare Fähigkeit, sich in andere Menschen hineinzusetzen. Das war der Schlüssel zu seiner Persönlichkeit. Er konnte sich in eine kleine alte Dame verwandeln, die peinlich berührt ist vom Benehmen ihres Mannes. Das und ähnliches habe ich oft erlebt«. Etwa in einem New Yorker Restaurant. Dort saß er mit Jack, als ein Betrunkener am Nebentisch begann, diesen, der zu der Zeit bereits eine bekannte öffentliche Figur war, zu beschimpfen. Walton wollte gehen, doch Jack, der die Anpöbeleien mit stoischer Ruhe über sich ergehen ließ, sagte: »Siehst du die Frau von dem Typen, kannst du dir vorstellen, was sie durchmacht?« Sie sah aus, als verginge sie vor Scham. »Irgendwann raffte sie sich auf und schaffte ihren Mann hinaus. Das war eine so menschliche Regung. Das habe ich immer wieder erlebt.«

Zwischen 1939 und 1941, als Rosemary ihre körperliche Reife erreichte, verschlechterte sich ihr Zustand. Nach Jahren vieler Bemühungen, in denen es ihr auch immer besser gelungen war, mit den an sie gerichteten Erwartungen zurechtzukommen, wurde sie nun, einundzwanzig-jährig, aggressiv, bekam Wutausbrüche und schlug ihre Pflegepersonen. Ohne dies mit Rose zu besprechen, brachte Joe seine Tochter zu einem Gehirnchirurgen und ließ eine Präfrontal-Lobotomie durchführen. Der nicht ungefährliche Eingriff galt nach damaligem Stand der Medizin als geeignetes Mittel, um derartige Anfälle zu mildern und der Patientin zu einem ruhigeren Leben zu verhelfen. Der Eingriff verlief desaströs, Rose-

mary erlitt schwere Persönlichkeitsstörungen und wurde für ihr restliches Leben in ein Kloster in Wisconsin gebracht. Nach außen versuchte die Familie die Wahrheit über Rosemarys Zustand zu verbergen. In den zwanziger und dreißiger Jahren betrachtete man geistige Behinderungen als ein Zeichen der Inferiorität und als Peinlichkeit, die man der Öffentlichkeit nicht preisgab. Das auffällige Verhalten von Rosemary mußte in einer Familie zu besonderen Problemen führen, die wie die Kennedys vor allem an ihrem gesellschaftlichen Prestige arbeitete. Unter sich waren die Kennedys durchaus bereit, Grenzen und Beschränkungen anzuerkennen, aber das mußte in der Familie bleiben und durfte der Geltung der Kennedys keinen Abbruch tun.

Man war sich einig, daß man familiäres Unglück, insbesondere Gesundheitsprobleme, nicht nach außen dringen ließ. Jack wird dabei gelernt haben, sein eigenes Leiden mit größerer Gelassenheit zu ertragen. Dies entsprach einem weiteren Grundsatz der Familie. Wer so vom Glück begünstigt war wie die Kennedys, für den gehörte es sich nicht, sich zu beklagen. Wie rigide das durchgesetzt wurde, zeigt die Erinnerung eines Besuchers in Hyannis Port. Eines der Kennedykinder war beim Spielen hingefallen und wollte getröstet werden. Es warf sich heulend vor Rose auf den Boden. »Steh auf«, befahl Rose. Das Kind stand sofort auf und nahm eine respektvolle Haltung ein. »Jetzt weißt du, wie du dich benehmen sollst. Geh wieder raus und benimm dich, wie es sich gehört.« Jedes von den Kindern, das sich in Situationen, in denen es ihm nicht gut ging, tapfer und mutig verhielt, wurde belohnt. Davon hat Jack gewiß profitiert, der sein Leben lang mit schweren gesundheitlichen Problemen und Leiden zu kämpfen hatte.

Als Schüler war Jack häufig ernsthaft krank, wurde in verschiedene Krankenhäuser geschickt, mal kürzere, mal längere Zeit. Seinem Freund Lem Billings erzählte er von den endlosen und schmerzhaften Untersuchungen, vor allem seines Verdauungstraktes. Viel später sagte Billings einem Journalisten: »Wir machten Witze darüber, daß seine Biographie, sollte ich sie je schreiben, den Titel ›John F. Kennedy: Eine Krankengeschichte‹ tragen würde. Doch beklagt hat er sich fast nie.« Im Frühjahr 1934 mußte er einen ganzen Monat in der damals führenden Klinik Mayo in Minnesota verbringen und peinigende und für einen 17jähri-

gen überaus peinliche Untersuchungen über sich ergehen lassen. Nach seinen Briefen und späteren medizinischen Aufzeichnungen litt Jack an »Spastischer Kolitis«, wobei die Ärzte anfangs dachten, es sei ein Darmgeschwür.

Sein letztes Jahr in Choate, von September 1934 bis Juni 1935, wurde nur von einer kurzen Verlegung auf die Krankenstation unterbrochen. Auch als er im Oktober 1935 in London an der London School of Economics studierte, mußte er ins Krankenhaus, doch er erholte sich schnell und konnte sich für das Herbsttrimester in Princeton einschreiben. Möglicherweise wurde dieser Rückfall dadurch ausgelöst, daß er seine Medikamente nicht regelmäßig einnahm oder, als er sich besser fühlte, die Dosis herabgesetzt hatte.

Manchmal jedoch dauerte es lange, bis er das Krankenhaus wieder verlassen durfte. Fast zwei Monate lag er in der Peter Bent Brigham Klinik in Boston, in die er von Princeton aus gebracht wurde. Die Ärzte waren sich unsicher, ob sie es nur mit einer Entzündung des Dickdarms zu tun hatten oder auch noch mit Geschwüren. Außerdem fürchteten sie, daß das Medikament, das er bekam, sich auf die Zahl der weißen Blutkörperchen auswirken könnte. Also wurden weitere Untersuchungen angesetzt. An Billings schrieb Jack, dies sei »die qualvollste Erfahrung gewesen, die ich je in meiner wilden Karriere gemacht habe. Heute Morgen kamen sie mit einem riesigen Gummischlauch. Das kennst du ja, sagte ich mir und rollte mich auf den Bauch, weil ich dachte, sie würden mir das Ding in den Arsch schieben. Denkste. Sie packten mich und führten mir den Schlauch durch die Nase ein, bis er im Magen ankam. Dann schütteten sie Alkohol in den Schlauch ... um meine Azidose zu untersuchen. ... Ich hatte das Ding zwei Stunden lang in der Nase.« Mit dem Test wurde Jacks Blutsäuregehalt gemessen, um herauszufinden, ob er zu Magengeschwüren neigte. Dann waren die Ärzte wieder über seine weißen Blutkörperchen besorgt. Nach dem, was Jack an Billings schrieb, waren es 6000, als er ins Krankenhaus eingeliefert wurde, und drei Wochen später nur noch 3500. »Wenn die Zahl auf 1500 sinkt, stirbst du«, scherzte Jack. »Sie nennen mich den noch-zweitausend-und-du-kannst-gehen-Kennedy.«

Ende Januar war er über seinen Zustand besorgter denn je, und er wehrte sich mit noch größerem Sarkasmus gegen Todesgedanken.

»Gestern einen Blick auf meine Karte geworfen, konnte sehen, daß sie nicht mehr weiterwissen und meine Sarggröße ausmessen.« Sein Ärger über die medizinischen Experten, die es besser verstanden, schmerzhaft und demütigende Untersuchungen anzustellen, als sie ihm zu erklären und zu behandeln, was er hatte, ist unüberhörbar in den Briefen an Billings. Hinter seinem grimmigen Humor stand auch die Furcht, ihm könnte ein früher Abschied bestimmt sein, und diese Ahnung löste das fast manische Verlangen aus, sein Leben so extensiv wie möglich zu genießen. Das erklärt die wilden Elogien über Parties und Sex. Er war bitter enttäuscht, daß er in Boston bleiben mußte, obwohl er an den Wochenenden das Krankenhaus verlassen durfte. Er hörte, daß »täglich Millionen schöner junger Damen in Palm Beach eintreffen, ich habe genug von dem Fleisch hier oben, wenn du verstehst, was ich meine«, schrieb er an Billings. Seinen Freund versorgte er stets mit dem aktuellen Tabellenstand. »Samstag abend schob ich mit Hansen die allerschärfste Nummer. Sie ist wirklich gut, ich freue mich auf mehr. Mit J. gestern auch eine, Du kannst also stolz auf mich sein.« In einem anderen Brief wird berichtet. »B.D. besuchte mich im Krankenhaus und ich machte es ihr in der Badewanne«. Das Thema war schier unerschöpflich.

Ganz offenkundig machte sich Jack nicht viele Gedanken über die jungen Frauen, die er für seine sexuellen Vergnügen gebrauchte. Doch ist dies nicht nur auf die Dringlichkeit seines Bedürfnisses zurückzuführen. Dies Verhalten ist typisch für die Zeit, in der Jack aufwuchs. In den dreißiger und vierziger Jahren war das »Herumstreunen«, wie Jack das nannte, eine bei vermögenden Collegestudenten akzeptierte Praxis. Sie durften »wildes Hafer säen«. Die jungen Männer kümmerten sich einfach nicht um Dinge, die im letzten Drittel des Jahrhunderts im Zuge der Frauenbewegung und nach einigen Veränderungen des sozialen Verhaltens verpönt und verboten wurden. Jack achtete seine Schwestern Rosemary und Kathleen sehr. Er behandelte Rosemary mit großem Einfühlungsvermögen und hatte Respekt vor Kathleen, die wie er und im Gegensatz zu ihrem älteren Bruder Joe eine rebellische Seite hatte. Ihr stand er von seinen Geschwistern am nächsten. Aber unter dem Einfluß seines Vaters, der ein Beispiel gab für das damals typisch männliche Verhalten, und der übergroßen Vergnügungssucht, die ein junger Mann entwickelt, wenn er

fürchtet, nicht mehr lange zu leben, entwickelte Jack eine widersprüchliche Einstellung zu Frauen, die für sein ganzes Leben charakteristisch war.

Von Anfang 1938 bis Ende 1940 plagten ihn weiterhin schwere Magen- und Darmprobleme. Im Februar 1938 ging er wieder zu Untersuchungen in die Mayo-Klinik in Minnesota. Die Behandlung, die dort bei Darmgeschwüren angewandt wurde, bestand aus Bluttransfusionen, Leberextrakt, Nikotinsäure, Thiaminchlorid und Neoprontosil, einem Medikament auf Schwefelbasis. Doch die behandelnden Ärzte mußten sich eingestehen, daß ihre Therapie von begrenzter Wirkung war. Gegen Ende des Monats lag Jack mit Grippe in der Krankenstation von Harvard, und Anfang März erkrankte er an einer weiteren »Darminfektion«, die zwei Wochen anhielt und ihn wieder zwang, ein Krankenhaus aufzusuchen – dieses Mal das New England Baptist Hospital. Er konnte das Trimester abschließen, doch im Juni mußte er wegen derselben Beschwerden abermals für zwei Wochen eingewiesen werden. Im Oktober war er immer noch in einer »scheußlichen Verfassung«, aber er weigerte sich, erneut ins Krankenhaus zu gehen, nur um weitere, offenbar nutzlose Untersuchungen über sich ergehen zu lassen.

Am Ende des Herbsttrimesters 1939 gab er auf. Er kehrte in die Mayo-Klinik zurück, wo ihn dieselbe alte Routine erwartete: dreimal täglich eine Diät aus Reis und Kartoffeln sowie Untersuchungen des Dickdarms und des Verdauungssystems. Im November erhielt er unter der Leitung von Dr. William Murphy von Harvard, dem Nobelpreisträger und Mitentdecker einer neuen Therapie gegen bösartige Anämie und einem begeisterten Verfechter der Heilungskraft von Leberextrakten, die »erste Leberinjektion, und ich hoffe, sie hilft«. Sie half nicht. Ein Jahr später hatte er noch immer mit Unterleibsschmerzen, Darmkrämpfen und dem stets neuen Gewichtsverlust zu kämpfen. Wenn – was aber nicht klar war – die Nebennierenextrakte seine Kolitis milderten, so verschlimmerten sie mit Sicherheit seine Magenprobleme.

Aber das alles hielt ihn nicht davon ab, sich mit der Krise zu beschäftigen, in der die Welt steckte. »Für einen Mann mit einem schwachen Magen«, schrieb ihm sein Vater im September 1940, »haben diese letzten drei Tage [die Schlacht um England] bewiesen, daß Du Dir um wich-

